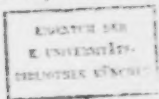
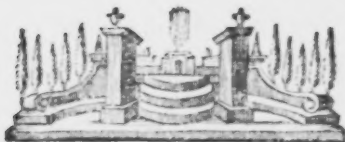


Möglichkeiten
und
Unmöglichkeiten
in
Oesterreich.



Leipzig bey Joseph Stabel. 1786.

EIGENTUM DER
L. UNIVERSITÄT
BIBLIOTHEK MÜNCHEN



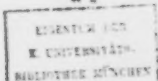
Inhalt.

Geschichtspunkt dieser Blätter, worinn der Beweis liegt, daß der Verfasser nicht in die Klasse der Berlinerbrüßler und ähnlicher Tadelter gesetzt zu werden verdient, sondern ein so warmer Patriot für Oesterreich ist, als es einen giebt.

Erstes Kapitel. Reformation und was dazu gehört. Uebersicht jener Gegenstände, die Joseph bey Antritt seiner Regierung zu reformiren nöthig fand, und seiner in der Folge erlassenen Verfügungen und sonstigen Anstalten.

W 2

Zweis



Inhalt.

Zweites Kapitel. Pabst, Bischöf-
fe, Klerus, Mönchery, Minister, Räte
und Unterthanen, im Gegensatze der Reforma-
tion überhaupt. Stof für einen philosophi-
schen Kopf zu einer Abhandlung unter der
Ueberschrift: der schwere Stand des Kaisers.
Von der Triebfeder der Reise Pius des VI.
nach Wien. Von den Fragen verschiedener
Bischöffe der k. k. Länder an Pius den VI.
ob sie ihrem Herrn dem Kaiser gehorchen sollen?
nebst den darauf erhaltenen bestimmten und
unbestimmten Antworten. Vom Celibat, und
dem Widerspruch in der katholischen Kirche,
die Enthaltsamkeit, welche nur als ein evan-
gelischen Rath für einzelne Personen angese-
hen wird, ihren Priestern aufzulegen und ih-
nen den Ehestand, den sie als ein Sakrament
geheiligt hat, zu verbieten. Von dem allge-
waltigen Tribunal der katholischen Kleriken.
Von den Hindernissen, die den Anstalten Jo-
sephs in Ansehung seiner Minister, Räte und
Subalternen im Wege stehen. Bemerkung
in Ansehung der irreführten Unterthanen
auf dem platten Lande.

Inhalt.

Drittes Kapitel. Aufklärung und Hindernisse derselben. Auf einer Seite der Monarch mit seinen Verfügungen, seinen Stellen, Aemtern, Magistraten und Gerichten; auf der andern die Klerisey mit den Schlüssel zum Himmelreich, an der Spitze der ängstlichen Unterthanen.

Viertes Kapitel. Seelsorge und Trümmer, Gottesdienst und Andächtigkeits. Sind die Mönche schädlich gewesen, selbst noch in ihren Klöstern, warum machte man Seelsorger aus ihnen? Thema zu einer Preisfrage. Beispiele was sich die aus Klöstern gezogenen Seelsorger erlauben. Von den neu eingeführten Bittgesellen den Schauerämtern, Regenämtern, Kuderämtern, Viehschützenämtern u. u. auf dem Lande. Von dem einzigen Guten, was man in der Zukunft in Rücksicht dieses Gegenstandes zu hoffen hat.

Fünftes Kapitel. Pressfreyheit und Censur. Von dem süßen Traum, welchen die der Censur vorgeschriebene Grundregeln

Inhalt.

veranlaßten. Wer eigentlich die Pressfreiheit genossen hat. Von den Censoren, die ihre alten Zweifel und Bedenkllichkeiten auch in Josephs Zeiten beibehalten haben. Ihre Ursachen. Von der strengen Behandlung der Manuskripte einheimischer Schriftsteller, und deren dadurch veranlaßten Schleichwegen. Die Censur, als ein Forum ohne Gerichtbarkeit. Sie verbietet und kann nicht strafen, weil sie kein Polizeipamt ist.

Sechstes Kapitel. Schriftstellerey. Das undankbarste Geschäfte in Oesterreich. Sie hat weder den Einfluß noch die Wirkung, die man sich von ihr versprochen. Autoren, welche Mißbräuche und Aberglauben bekämpfen oder zur Aufklärung beitragen wollen, setzen sich der Verfolgung aus. Anderwärts wird man auf Schriftsteller der bessern Gattung aufmerksam, belohnt und befördert sie; hier aber nicht also! Ermuntert werden sie gar nicht. Man schützt sie nicht einmal vor Verleumdungen und Verletzung ihrer Ehre; au contraire; man giebt dazu die Erlaubniß.

Von

Inhalt.

Von den übrigen schlimmen Seiten, welche in Oesterreich die Autorschaft hat, in Rücksicht des Egoismus, Mangels an Eintracht und des Privatbasses, den einer gegen den andern hegt.

Siebentes Kapitel. Buchdrucker und Buchhändler. Wer will einen Reinen finden, bey denen, da keiner rein ist?

Achtes Kapitel. Richterflieg, Gerichtsordnung, Advokaten, Partheyen, Taren und peinliche Gerichtsverfassung. Noch immer wohnt die Madame Chisane im Hause der Frau Themis. Noch immer ist es den Blutigein der Menschheit, den Advokaten, ein leichtes, die Bürger des Staats zu entkräften, auszusaugen, und zu Bettlern zu machen. Von der Erhöhung der Urtheilstaren. Schmerzt es nicht gleich stark, ob das Gericht oder der Advokat mich drückt? Von der Unbegreiflichkeit, warum auch die Tarämter zu Gegenpartheyen wider die Beklagten gemacht werden.

Inhalt.

Von den peinlichen Rechtsfällen. Noch
ist kein neuer Kriminalkodex vorhanden.
Wie kommt es, daß der Regent sich mit dem
Amt des Richters belassen und Aussprüche
fällen muß, die nur seine Justizstellen thun
sollten? Wunsch einer totalen Salvoationskur
zur Heilung dieser innern Gebrechen des
Staats.

Neuntes Kapitel. Bevölkerung,
Ehestand, Lurus, zügellose Sitten, Wucher-
ratenze und Negozianten, Sazarspiele und
Lotterie &c. &c. in einer kleinen Skizze. zur
Beherzigung dargelegt.



G e s i c h t s p u n k t

dieser Blätter.

Noch ist jene Vorschrift, welche der Monarch in Ansehung der Pressfreiheit gab, nicht widerrufen worden; es ist also noch gewiß, daß man Wahrheiten sagen darf, wenn sie auch, nach Beschaffenheit der Umstände, bitter seyn müßten. Arzneyen von herbem Geschmak wirken, wie man sagt, oft besser, als versüßte Mixturen.

Die Zeuchler sind verächtliche Geschöpfe. Sie sagen ihren schwindfückigen Freunden die größten Glückwünsche über ihr gutes Aussehen, anstatt sie ihnen alle Vorsicht empfehlen und Mittel zu ihrer Besserung vorschlagen sollten. Unter diese Gattung gehört nun der Verfasser gegenwärtiger Schrift keineswegs. Wer sie, ohne Vorurtheil, prüfen will, wird finden, daß er ein so warmer Patriot für Oesterreich ist, als es einen giebt, sonst würde er vielleicht gerade im verkehrten Ton gesprochen, und bey manchen Gegenständen, wo er jetzt zweifelt, und den Kopf schüttelt, aus vollen Backen die größten Lobserhebungen daher schwadronirt haben.

Aber dreifacher Fluch über jene, die ihn in die Klasse der Berliner-Briester und ähnlicher Tadler setzen wollen. Er tadelt nicht, um zu schaden

den

den, sondern um zu nützen. Er will Aufmerksamkeit erregen, nicht Widerwillen, ersteres nicht auf sich, sondern auf die Sache, wovon er spricht. Er will nicht verläumden, sondern bemerken. Seine Zweifel sind blos Wünsche, daß er irren und davon überzeugt werden möge.

Deswegen geht er den geraden Weg, nicht den krummen, spricht nicht heimlich, wenn er gleich zum voraus vermuthen kann, der Pressfreiheit hie und da auf den Zahn gefühlt zu haben.

2

Mit einem Worte: wenn jene Grundregeln für die Censur, welche Joserh im Jahr 1781. gab, noch ize bestehen, so wird auch noch ize dasjenige öffentlich gesagt werden dürfen, was hier gesagt wird.

Es sind Bemerkungen, Zweifel und Wünsche über Gegenstände, die der allgemeinen Aufmerksamkeit vielleicht nicht unwerth sind. Die Absicht ihres Verfassers ist unverkennbar gut. Er ist indeß keiner von jenen, die ihre Meinungen für unfehlbar halten. Er ist Mensch, und kann, mit dem besten Willen, irren. Er kann etwas für schädlich halten, was im Grunde gut ist — und so umgekehrt. In jedem Fall aber wird er verdienen, daß man ihn anhört. Mehr will er nicht.

Erstes Kapitel.

Reformation, und was dazu gehört.

Ein Monarch, wie Joseph, thätig, feurig, unternehmend und standhaft, der nach Ost, Süd, West und Norden reisete, um zu lernen, und einst seine Bestimmung ganz zu erfüllen, mußte nothwendig b. ym Antritt seiner Regierung so Manches auffinden, was einer Abänderung bedürftig war. Nichts war natürlicher, als daß daran, ohne Zeitverlust, Hand angelegt wurde.

Er fand unermessliche Schätze und Reichthümer des Staats in den Händen solcher Leute, die das Gelübde der Armuth abgelegt, und sich fernerlich

lich verpflichtet hatten, sich nicht mit dem Irdischen zu bemengen. Diese Gemeinschaften, die sich vom Mark und Fett der Länder nährten und mästeten, worinn sie lebten, erkannten keine andere Herrschaft, als die von Rom, und beriefen sich bey jeder Gelegenheit auf die von daher erhaltenen Exemtionen, kraft welchen sie sich von allen Pflichten der übrigen Staatsbürger befreyt hielten.

Er fand, daß aus seinen Staaten Jahr für Jahr, eine ungeheure Summe Geldes, zum Vortheil der päpstlichen Finanzen nach eben diesem Rom für Dispensationen in kanonischen Impedimenten fließt, welche von den Bischöfen seiner Länder, kraft ihrer Gerechtsamen, ertheilt werden sollten und konnten.

Er fand, daß die meisten Viden innerhalb seiner Erbstaaten zum Besten der Gesellschaft nichts Wesentliches beitrugen, weder Schulen hielten, noch Kranke bedienten, weder predigten, noch den Beichtstuhl versahen, weder den Sterbenden beistanden, noch auf irgend eine Art in den Studien sich hervorthaten, folglich unnütz waren.

Er fand, daß die Bischöfe und Prälaten seiner Länder, besonders die bepuppten, wegen ihrer Anhänglichkeit an den römischen Hof, ihre eigene Gerechtsame vernachlässigten.

Er fand, daß auf öffentlichen Lehrstühlen und Kanzeln von päpstlichen Bullen, welche seine Landesherliche Hoheit und gesetzgebende Macht kränkten, als Glaubenssätzen pro &



contra gelehrt und gestritten ward, und die Studien überhaupt in einer kläglichen Verfassung, obwohl ohne Schuld dessen, Der doch der ersten und mithin immer beschwerlichsten Schritt zur Reformation machte.

Er fand, daß mit der ehemaligen Beschränkung der Druckfreiheit auch die bürgerliche Freiheit gekränkt, und dem Verstande gleichsam ein Kappzaum angelegt war.

Er fand den größten Theil seiner Unterthanen in Aberglauben und Mißbräuche versenkt, worinn die Geistlichkeit, ihres Vortheilcs wegen sie zu erhalten nach allen Kräften bemüht war.

Er fand, daß die verschiedenen christlichen Partheyen, welche Gott
auf

auf eine andere Weise als die Katholiken ehren, nicht jene Duldung und Freiheit genossen, die sie als getreue und gute Staatsbürger verdiensteten.

Er fand einen Theil seiner Völker in knechtischer Leibeigenschaft, und den andern, (der sich auf eine alte Verfassung aus den vorigen Jahrhunderten stützte, die den izzigen Bedürfnissen und Anstalten nicht angemessen war) in einer hartnäckigen Behauptung alter Feudalsysteme.

Er fand einen ziemlichen Mangel an Schulen und Priesterhäusern, die Seelsorge in den schlechtesten Umständen, und die Erziehung in einer allgemeinen Vernachlässigung.

Er fand das Justizwesen in einer großen Verwirrung und Zerrüttung.

Er fand in der öffentlichen Verwaltung des Staats widersprechende einander durchkreuzende Absichten und Intriguen, beständige Kabalen, einen für das Ganze äußerst schädlichen Mangel an Eintracht, und mitunter unfähige Minister und Beamte aller Gattungen.

Er fand, daß viele Beamte zu höhern Ehrenstellen bloß durch den Schwall der angeführten Nachrückung gelangt sind, die in Rücksicht der vorhandenen fleißigern und fähigern Subiecte, noch lange unten zu sitzen verdient hätten.

Er fand, daß das beobachtete Verhältniß zwischen dem Staat und seinen Dienern ein *Contractus leoninus* war, indem der Staat dieselben, trotz

trotz mancher Vernachlässigung und Untauglichkeit behgehalten mußte, der Bedienstete hingegen, wenn er es anderwärts besser fand, ohne weiteres ab danken konnte. Untüchtige, wenn man ihrer los werden wollte, wurden durch Jubilirungen gleichsam belohnt.

Er fand, daß eine außerordentliche Menge Gnadengehalte an Unbedürftige und Unwürdige jährlich abgereicht wurden. ●

Er fand die Verpachtungen der Gefälle dem Staate schädlich und nachtheilig.

Er fand, daß jährlich unermessliche Summen für ausländische Waaren und Produkte des Luxus außer Land gehen, und dagegen für einheimische

Erzeugnisse unendlich weniger Geld ins Land komme.

Er fand endlich noch sehr viele Staatsgebrechen, die Seinen auf die allgemeine Wohlfahrt zielenden Absichten schnurgerade entgegen liefen. — — —

Der Monarch that, was von Ihm zu erwarten war; ja Er that mehr, als selbst jene, die alle politische Revolutionen frühzeitig wittern, vermutheten; er that es wenigstens schneller, als sie es jemals glauben konnten.

Er verordnete, daß die dem Klosterleben gewidmeten Gemeinden durch geistliche Vorgesetzte in seinen Staaten regiert werden sollten, handhabte dadurch Sein Majestätsrecht, setzte die Bischöffe in ihre von Gott erhaltene
rechte

rechtmäßige Gewalt wieder ein, und vorhinderte allen fernern Unfug, der ehedem, unter dem Mantel päpstlicher Exemtionen häufig getrieben wurde.

Er verfügte, daß die Bischöffe sich ihrer ursprünglichen Gewalt bedienen und in kanonischen Impedimenten selbst dispensiren, nicht aber fort hin die Parthenen nacher Rom verweisen sollen, weil sie mit dem Pabst gleiche Amtsbrüder sind, gleiche Gewalt haben, und eben so gützig als er dispensiren können.

Er hob mancherley Ordensklöster, beyderley Geschlechts, die um das allgemeine Beste keine gütigen Verdienste hatten, auf, und widmete ihre Güter und Schätze dem neuertrichteten Religionsfond.

Er befahl, daß fortthin, da alle von dem päpstlichen Stuhl erlassende Bullen, Breven und anderweitige Verordnungen einen Bezug auf den *Statum politicum* haben können, der Inhalt derselben, vor deren wirklichen Kundmachung, zur Ertheilung des Landesfürstl. *Placiti regii* oder *Exequatur* stets unnachlässiglich Ihm vorgelegt werden sollen.

Er verordnete, daß die berückichtigten Bullen: *In Cæna Domini* &c. und *Unigenitus* aus den Ritualen herausgerissen werden, die Universitäten aber weder pro noch contra darüber lehren und disputiren, sondern davon gänzlich stillschweigen sollen.

Er erweiterte die Pressfreiheit, nach eigenen für die Censur von ihm entworfenen Grundregeln, und erleichterte folglich Mittel und Wege, Aberglauben und Mißbräuche zu bekämpfen.

bekämpfen, das von der Möncheren aus Eigennuz so lange irreführte Volk nach und nach aufzuklären, Vorurtheile und Blendwerke zu verschrecken, und patriotische Gesinnungen öffentlich bekannt zu machen.

Er gründete eine allgemeine Duldung aller christlichen Religionen, knüpfte damit die Bande der Liebe und Verträglichkeit zwischen den Mil- lionen seiner Unterthanen fester, gab denen, die vorher nur als Fremdlinge betrachtet wurden, ein wirkliches Vaterland, und bewirkte durch sein er- habenes Beispiel in den Ländern pro- testantischer Fürsten gleiches Glück für die Glieder seiner Kirche.

Er hob die knechtische Leibeigen- schaft in Böhmen auf, und unter- nahm das große Werk, das Königs- reich Ungarn mit den übrigen Ländern

seiner Monarchie in eine solche Verbindung zu setzen, wie es das gemeinschaftliche Wohl erheischt.

Er vermehrte und verbesserte die Schulen; errichtete neue Priesterhäuser, neue Pfarren und Lokalkaplanen, und verordnete, daß bey den Landesfürstlichen Pfarren die Kompetenten geprüft, und die geschicktesten gewählt werden sollen.

Er verminderte die so manichfaltigen Hora, vereinfachte sie in zwei Gerichtsstellen; ließ eine neue Gerichtsordnung verfassen; und bey den Justizgeschäften zum Grund legen.

In einem, vor seiner Reise nach Italien, (im November 1783.) den Chefs der Stellen zurückgelassenen Handschreiben erklärte er seine Gesinnungen und Grundsätze in Rücksicht
der

der Staatsverwaltung und aller und jeder dahin einschlagenden Geschäfte so deutlich als ernstlich.

Er ließ bekannt machen, daß nur die fleißigern, fähigen und verdienstvollen Subjekte sich der Beförderung zu höhern Stellen zu getrüsten hätten und setzte fest, daß die Bedienstungen forthin als kein beständiges Hoffbrod angesehen werden, und Vernachlässigung oder Untauglichkeit immer die Absetzung nach sich ziehen sollten.

Er verfügte, daß all' jene, welche Gnadengehalte genossen, von Neuem um deren fernere Verleihung anhalten sollten.

Er hob mehrere Verpachtungen der Staatsgefälle auf, ließ sie administrieren, und die noch bestehenden wer-

den wahrscheinlich das gleiche Schicksal haben.

Er verbot die Einfuhr all' jener ausländischen Waaren, die im Lande erzeugt werden können, um den indischen Kupffleiß desto mehr zu ermuntern.

Er that endlich noch so manches, was, nach seiner väterlichen Absicht, der allgemeinen Wohlfahrt ersprieslich und heilsam war.

Und doch — doch! — O daß ich Unrecht hätte und irre! — sind die Hindernisse noch unzählig, die Seine Absichten durchkreuzen, ihnen allen, halb im Wege stehen, und das größtentheils unmöglich machen, was Er, durch Seine Verfügungen und Anstalten möglich machen wollte.

Bie-

Viele dieser Unmöglichkeiten liegen, nach meinen Begriffen, in den Anstalten, Verfügungen und Gegenständen selbst; viele außer denselben.

Von beiden werde ich in den folgenden Kapiteln reden, wo ich von manchen dieser Gegenstände ins besondere handeln werde, um daraus, nach meinem Urtheil, die Möglichkeiten und Unmöglichkeiten in Oesterreich etwas näher zu bestimmen. Wohlge- merkt! Ich sage, nach meinem Urtheil, daß immer nur die Stimme eines Einzelnen ist, der vielleicht hie und da den rechten Gesichtspunkt verfehlt, und noch öfter sich geirrt haben kann, ohne daß seine patriotische Absicht dabey im mindesten tadelnswürdig ist.

Zweites Kapitel.

Papst , Bischöffe , Alerisey , Möncher , Minister , Rätbe , und Unterthanen , im Gegensatz der Reformation überhaupt.

Einer der größten Staatsmänner Oesterreichs soll , bey einer gewissen Gelegenheit , sich geäußert haben :
 „ er wünschte , daß über die derma-
 „ ligen Reformen Josephs , irgend
 „ ein philosophischer Kopf eine Ab-
 „ handlung schreiben möchte , unter
 „ der Aufschrift : der schwere Stand
 „ des Kaisers , wozu er die Data
 „ geben wollte. “

In diesen wenigen Worten liegt so viel , daß man vielleicht darüber einen Folianten als Kommentar schreiben könnte.

Es gehörte wahrlich mehr als bloßer Regentenmuth dazu, alles das zu unternehmen, was Joseph unternommen hat, und mehr als gewöhnliche Regentenstandhaftigkeit wird erfordert, alles das auszuführen, was er zu Stande bringen will.

Raum erschollen jene Verfügungen, die einen nachtheiligen Einfluß auf die päpstlichen Finanzen hatten; nach Rom, als plötzlich der päpstliche Nuntius zu Wien, Mandatario nomine Sr. Heiligkeit dagegen sich beschwerte und Vorstellungen machte. Da dieses nicht so viel fruchtete, als man hofte; so schrieb Pius der VI. selbst an den Imperator, um ihn auf andere Gesinnungen zu bringen. Auf erhaltene wahrhafte kaiserlichstandhafte Antworten entschloß er sich sogar, selbst nach Wien zu reisen, um, wo nicht das Geschehene, doch

wenigstens das wahrscheinlich noch
Folgende persönlich zu hintertreiben.
Wenn es wahr ist, was man zu je-
ner Zeit laut sagte, so war damals
ein gewisser Einfluß protestantischer
Mächte eine hauptsächlich Triebfeder
dieser päpstlichen Reise.

Man glaubt von jeher, daß es
eine der grossen Potentaten eigene
Maxime sey, einander öffentlich oder
heimlich zu widerstreben, und wenn
diese Meinung nicht ganz irrig ist,
so verdient auch obiges Gerüchte ei-
nigen Glauben. Indes sind derglei-
chen politische Paradoxe in der Ge-
schichte nichts fremdes, seitdem man
weiss, daß unter Karl dem V., zur
Unterhaltung und Dauer des drey-
sigjährigen Religionskriegs von Rom
aus jährlich anderthalb Millionen an
Gustav Adolph in Schweden bezahlt
wurden. — —

Genug, Pius der VI. kam nach Wien, und wendete alles an, bey Joseph dem II. das seiner Datarie und Kammer drohende Ungewitter abzuleiten. Er vergaß nichts, was dazu beizutragen im Stande war. Er hielt am Osterfeste ein feyerliches Hochamt, erteilte den auf dem Hofe und in der ganzen Gegend versammelten Tausenden vollkommenen Ablass, spendete täglich und stündlich seinen Segen aus, welchen zu empfangen viele Menschen aus allen Provinzen der Kaiserstaaten herbeystießen, verschenkte Kardinalshüte, ließ sich den Pantoffel küssen, that freundlich mit den Großen, und liebreich mit Jederman.

Wenn der heil Vater gleich den Hauptendzweck seiner Reise, so zu sagen, verfehlte, wenn er auch aus dem Schiffbruch seiner jährlichen Ein-
künf-

künfte von den österreichischen Ländern nicht die Ladung selbst, sondern bloß einige Trümmer derselben rettete; so war doch der Eindruck, den seine persönliche Anwesenheit zu Wien, (die gerade zur Zeit der Vöhrung über den Anfang von Jozebs Reformen erfolgte,) auf Sinnen, Herz und Verstand des Volkes, sogar auf viele Großen machte, von der Art, daß in Rücksicht der verschiedenen Meinungen, allerley Factionen und Partheyen entstanden, die den Absichten des Monarchen und seinen Entwürfen keineswegs günstig waren, und in der Folge manches Hinderniß gegen die Ausführung derselben verursachten.

Besonders war diese Ereigniß jenen Bischöffen der kaiserlichen Staaten, welche über Toleranz und Aufklärungsanstalten gleich Anfangs streu-

pus

pulos wurden, und nicht nur deshalb tausend Bedenklichkeiten äußerten, sondern sogar, wo nicht öffentlich, doch heimlich aus allen Kräften widerstrebten, sehr willkommen. Sie wollten wenigstens eine Stütze haben, ihre Widersetzlichkeit zu rechtfertigen, und solchemnach verfaßten Mehrere aus ihnen (*) im Namen aller übrigen fünfzehn Fragen, die im Grunde nichts anderes waren, als Fragen: „ob sie ihrem Herrn, dem Kaiser, gehorchen sollten?“ Sie sprachen darinn von Irrungen zwischen dem Priesterthum und der weltlichen Macht, und von Gewissensängsten. Sie fragten unter andern, ob sie in Befehlen, ohne weitere Verwendung nach

(*) Es waren vorzüglich die Bischöffe von Raab, Lilau, Ugram, Bosnien, Neutra, Kreuz und Kosenau, unter dem Vortritt des Cardinal Primas, und des Erzbischofs von Koloscha.

nach Rom, dispensiren sollten? — welches ihnen doch vom Monarchen, in Kraft ihrer bischöflichen Gerechtsame, bereits aufgetragen war. — Ob sie die Gelübde der aufgehobenen Ordensgeistlichen und Nonnen auflösen sollten? — die doch deshalb ausdrücklich an ihre Bischöffe verwiesen worden. Der heil. Vater sagte Nein! und verwies sie auf das dem Bischof von Brünn zugesendete päpstliche Breve. Ob sie den Ordenslayen aufgehobener Klöster den Gebrauch weltlicher Kleider erlauben könnten? — Eine Frage, die man nicht einmal hätte vermuthen sollen. — Ferner: wie sie sich zu verhalten haben, in Ansehung der aufgehobenen Verbindung aller Orden mit ihren Generalen? — Zu deutsch: ob sie nicht durch irgend einen Schleichweg diese verbotene Verbindung unterhalten sollten? — Auch war die päpstliche

che

Die Antwort nicht ausdrücklich, daß sie Gehorsam leisten, sondern, daß sie sich leidend verhalten sollten. — Weiter: wie sie sich betragen sollten, weil von Sr. Majestät die exemten Ordensleute der Gerichtsbarkeit der Bischöffe unterworfen worden? Sie erkannten hier eine bereits vom Landesherrn annullirte Exemption noch für wirklich, und fragten zugleich um Erlaubniß, ob sie die Gerechtsame ihres bischöflichen Amtes ausüben sollten? — Der heil. Vater antwortete sehr weislich: dies werde ihrer Klugheit und ihren Anstalten überlassen. — Sie fragten sogar: ob und wie sie die höchste Verordnung in Absicht der Bulle In Coena Domini fund machen sollten? Er gab ihnen dazu die unbedingte Erlaubniß, aus einem Grunde, den sie zuvor wußten, nemlich, daß die sonst alle Jahre am Gründonnerstag übliche Ablesung

derselben schon seit einigen Jahren zu Rom gleichfalls unterlassen werden — Auf die gleiche Frage in Ansehung der Bulle Unigenitus erklärte der Pabst, daß sie nicht historisch, sondern dogmatisch vorgetragen werden mußte, jedoch, ohne über dieselbe öffentliche Disputationen zu halten. Der Kaiser hatte den dogmatischen Vortrag dieser Bulle ausdrücklich verboten, und der Pabst befahl ihn ausdrücklich, und die nemliche Beschaffenheit hat es auch mit andern Punkten. Und solche Fragen stellten die Bischöffe der kaiserlichen Länder an ihren Amtsobruder von Rom, unter den Augen ihres Regenten, und Pius VI. gebot ihnen in manchen Stücken gerade das Gegentheil dessen, was Joseph II., bey dem er eben Gaß war, befohlen hatte! Wahrlich, man mußte die dabey be-
 zeig-

zeigte Gelassenheit des Kaisers bewundern.

Aus dem Resultat dieser That-
sachen ergiebt sich die Schlussfolge von
selbst, daß so manches gleichsam un-
möglich wurde, was durch die wohl-
gemeintesten weisesten Verordnungen
möglich gemacht wer den wollte.

Selbst die Con- & Accordata Cesa-
reo-Pontificia sind von dieser Art. Sie
entsprachen weder der damaligen Er-
wartung, noch den gemachten Anstalten.
Die Ordensgelübde der aufgehobenen
Mönche und Nonnen dauern, ver-
möge derselben, fort, und diese Ge-
schöpfe sind nun weder Ordensleute
noch Weltbürger, sondern ein un-
glückliches Mittelding zwischen beiden.
Sie leben zwar wieder unter der
menschlichen Gesellschaft, der sie zu-
vor entzogen waren, aber sie sollen

nicht Theil nehmen an den Rechten derselben, welche Älter und heiliger sind, als alle Gelübde; denn auch das freiwilligste ist eine Art von Vermessenheit, weil der gebrechliche schwache Mensch alles vom Himmel erbitten und nichts versprechen sollte. Wir haben also seit dieser Zeit eine neue Art Menschen im Staate, denen auferlegt ist, sich und anderen zur Last zu fallen.

In dem von Pius dem VI. unterm 12. April (1782) von Wien aus an den Bischof von Brünn erlassenen Schreiben, welches zugleich Verweis und Vorschrift in Ansehung der Ordensglieder aufgehobener Klöster ist, befindet sich der Ausdruck: „daß sie unter dem Kleid ein Zeichen ihres Ordensbekenntnisses tragen sollen, damit man, da sie mit Gewalt gestört und aus den Klöstern

„stern

„ fiern geworfen worden, nicht glau-
 „ ben mögen, daß sie freywillig her-
 „ ausgegangen. “ (— & sub velle
 aliquod signum gerant regularis pro-
 fessionis, ut vi deturbati & ejelli non
 propria sponte exisse videantur. Die-
 se Vorschrift ist auch unter andern
 von Sr. Eminenz dem Cardinal Erz-
 bischof von Wien pünktlich befolgt
 worden, denn er ertheilte den Dr-
 densleuten aufgehobener Klöster, auf
 ihr Bitten um Dispensation von ihren
 Votis & obligationibus ordin den
 Bescheid: „ daß weil sie, ohne ihre
 „ Schuld in die Nothwendigkeit ver-
 „ setzt worden, sich nach allen und
 „ einzelnen Satzungen ihres Justis-
 „ tuts nicht achten zu können, so
 „ lange nemlich diese Nothwendigkeit
 „ und Umstände fortdauern, sie das
 „ Ordenskleid, mit Beybehaltung ei-
 „ nes innerlichen Zeichens, ablegen
 „ können “ &c. &c. Weit gelinder

und weniger Strupulds wurden sie von dem Fürsten Bischof von Passau behandelt, der ihnen erlaubte: — sich mit der Kleidung, Kost und andern Bedürfnissen nach ihren Umständen zu richten. 1c. 1c.

Ob alles dieses bey Anfang der Reformation schon unter den möglichen Hindernissen berechnet war, ist schwer zu behaupten. Unter die ersten Ursachen, die es auf Erden giebt, Mönchsklöster für jeden Staat als schädlich anzusehen, gehört der Celibat. Er ist ein Gebot, jenen Trieb der Natur zu ersticken, das man, ohne ihr Gewalt anzuthun, und ihrer Absicht gänzlich zu widerstreben, unmöglich erfüllen kann.

Die Ehen der Priester unter dem Namen der Unenthaltbarkeit aus der Kirche abzuschaffen, war eins der kühn-

kühnsten Werke, was ein Sterblicher beginnen und ausführen konnte, denn statt keuschen und heiligen Ehemännern wurden mitunter solche Leute Diener des Altars, welche vermöge göttlichen Gesetzes nicht einmal die Schwelle desselben hätten betreten sollen. Statt der Ehe ward die Unkeuschheit in der Kirche eingeführt, und Laster ohne Namen erhielten das stillschweigende Bürgerrecht in den Staaten. „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey,“ sagte Gott; und die römische Politik spricht: Es ist gut!!!

Unter die Hauptursachen, warum das Königreich Spanien, statt der ehemaligen Bevölkerung von dreyßig Millionen Menschen heut zu Tage deren nur eilf Millionen zählt, setzen alle Staatskündige den ehelosen Stand seiner Geistlichkeit oben an.

Es ist ein schrecklicher Widerspruch in der katholischen Kirche, welche die Enthaltsamkeit nur als einen evangelischen Rath bloß für einzelne Menschen anerkennt, den Ehestand aber als ein Sakrament geheiligt hat, ihren Priestern, — die doch auch Menschen sind — denselben zu verbieten.

Noch einmal: wenn es Ursachen giebt, die Mönche für jeden Staat als gefährlich oder schädlich anzusehen, so ist es der Celibat; und wenn es Gründe für ihre Aufhebung giebt, so muß die Auflösung ihrer Gelübde und ihre Wiedervereinigung mit der Gesellschaft oben an stehen.

Vielleicht dachte etwa Joseph, daß seine Bischöffe dazu die Hände bieten und von Amtswegen selbst darauf antragen würden? Der Erfolg zeigte, daß er irrte, wenn Er dies dachte.

Und

Und somit wäre der Wunsch gerechtfertigt, daß lieber ein frischer Schnitt durch das Geschwür des Staats gemacht worden wäre, als daß es ferner besteht, und unter sich eiert. Alles übrige würde sich von selbst gegeben haben; so manche direkte Unmöglichkeiten guter Pläne würden entweder gar nicht entstanden, oder wenigstens bald verschwunden seyn, und die gesammte Menschheit würde geauchzt haben.

Auf diese Art wären Pabst und Bischöffe außer Stand gesetzt worden, das zu thun, was sie thaten, wohingegen schwerlich das Uebel, das aus der Möncheren für die Staaten entstand, je vertilgt werden wird, so lange der Edibat dauert.

Was von Seiten der Priester und Mönche überhaupt gegen die Anstalten
Jeserho

Josephs geschah, weiß man ohnehin. Die Kleriken der katholischen Länder hat eine Macht in den Händen, die den Armeen der Regenten das Gleichgewicht hält, und nicht selten ihrer Sache den Ausschlag giebt. Der Bischofsstuhl ist ihr allgewaltiges Tribunal, wodurch sie die Herzen, Gesinnungen und Gewissen der Menge nach ihren Absichten zu leiten und zu regieren weiß.

Wer sich einen wichtigen Begriff von dem machen will, was sie daselbst heimlich thut, der fälle einen Schluß von dem, was öffentlich geschieht. Man weiß, was Pöcklin, Mazzioli und P. Ludwig in Ansehung der Pressfreiheit auf den Kanzeln, mitten in Wien, thaten, und so viele Priester auf dem Lande allenthalben getreulich nachahmten, unerachtet sie von der Existenz der Predigtenkritik hinlänglich unter-

unterrichtet waren. Man weiß, welchen Unsinn der erste Pfarrer von Wien P. Jast unter dem Namen eines katholischen Unterrichts unter das Volk austreute, wodurch er, zur Schande der wahren Religion, allen Aberglauben und alle falschen Andachten, die von den Vernünftigen bestritten wurden, lehrte und rechtfertigte. Man kennt den Unfug, welchen P. Gald, unter dem Namen Obermayer von Zeit zu Zeit trieb. Man kennt die Bemühungen des verkappten Tarüfs Pergens, um alles verbreitete Licht der Vernunft zu unterdrücken. Wenn Swift noch lebte, er könnte keine beissendere Satyre machen, als diese: „ In den Tagen der österreichischen Aufklärung war P. Patri-
 „ zius Jast erster Pfarrer zu Wien,
 „ Probst Paarhammer Rektor Magni-
 „ fikus der dasigen uralten und weit-
 „ berühmten Universität, und P. Gald,
 „ vulgo

„ vulgo Obermayer, Dekan der philo-
 „ sophischen Fakultät ! ! ! “ — Dies
 ist eben, als wenn ein Wechselr sei-
 nen Wohlstand in dem Augenblick bewei-
 sen wollte, da er ein Falliment macht.

Daß die ehrwürdige Geistlichkeit
 alles dies gegen Josephs Verfügungen
 unternehmen würde, was sie wirklich
 that, war gewissermassen voraus zu
 sehen oder wenigstens zu vermuthen.
 Daß aber die Anstalten des Regens-
 ten selbst von jenen, die in Seinem
 Dienste stehen, nämlich von manchen
 Ministern, Räten und Subalternen
 theils verhindert, theils verzögert,
 theils unrichtig oder gar nicht beför-
 dert werden sollten; dieser Umstand
 war wohl um deswillen nicht berech-
 net, weil man seine Möglichkeit gar
 nicht denken konnte.

Indeß ist es doch nicht anderst, und ich ziehe aus allzutristigen Ursachen einen Vorhang darüber. Es waren Männer, die verjährte Grundsätze und alte Vorurtheile hegten, die den Geist ihres Herrschers nicht fassen konnten, und denen es schwindelte, Ihm auf die Höhe Seines Ziels nachzuklimmen. Dafür hat Er aber auch — Gott sey Dank! — solche Männer, die Muth und Fähigkeit besitzen, mit Ihm zu wirken, nur ist ihre Anzahl allzu klein.

Am meisten sind aber die armen irregeführten Unterthanen, besonders jene auf dem platten Lande, zu beklagen. Der Monarch gebietet durch die Obrigkeit dieses; die Geistlichkeit aber jenes. Der Regent spricht in Seinen Verordnungen vom zeitlichen Wohl des Staats; der Pfarrer oder Beichtvater hingegen, auf der Kan-

zel oder im Beichtstuhl, vom ewigen
 Zeil der Seele. Der Herrscher ist
 entfernt, der Priester immer gegen-
 wärtig. Die Eindrücke bey Kund-
 machung der landesherrlichen Verord-
 nungen sind nur augenblicklich und
 vorübergehend; die Zweifel und Be-
 denklichkeiten der Geistlichen dagegen,
 weil sie immer wiederholt, immer er-
 neuert werden, sind bleibend. Der
 arme Landmann schwankt ängstlich zwi-
 schen der Pflicht des Gehorsams und
 der Sorge für seine Seele; er gehorcht
 nur aus Zwang, stets mit Widerwil-
 len, und ist ungehorsam, sobald er
 die Möglichkeit sieht, es ungestraft
 seyn zu können. Und diesen Ton haben
 meistens die Bischöffe durch eigene
 Beispiele an die Hand gegeben, eben
 sie, die als geistliche Minister dem
 Monarchen zur Seite stehen, Ihm
 die Hand reichen, ihn unterstützen,
 die Nothwendigkeit und Möglichkeit
 Seiner

Seiner Verfügungen dem Volke begreiflich machen, ans Herz legen, es zum unbedingten Gehorsam gegen Ihn, zur willigen Befolgung Seiner Befehle eben so eifrig ermahnen lassen sollten, als zur Furcht Gottes!

Was will bey solchen Hindernissen aus diesen Anstalten werden?

Drittes Kapitel.

Aufklärung und Hindernisse derselben.

Hier steht der Monarch mit Seinen Verfügungen, Seinen Stellen, Aemtern, Magistraten und Gerichten auf einer Seite; auf der andern die Kleriksen, mit den Schlüsseln zum Himmelreich, an der Spitze der ängstlichen Unterthanen. Jede Anstalt zur Verminderung irriger Begriffe, Abschaffung falscher Andachten, u. jede Vernunftlehre zu Ausrottung alter Vorurtheile muß durch die Theologen gleichsam Gassen laufen, welche weniger oder heftiger darauf losbauen, nachdem sie entweder in der Laune sind, oder sie ihrem Interesse widerstrebend befinden. Wenn sie den Waghals, der Wahrheit zu predigen, und Irthümer zu bekämpfen sich untersteht,

nicht

nicht mit den Ruthen theologischer
Gemeinplätze bezwingen können; so er-
greifen sie die Satzungen des Concis-
liums von Trient, werfen sie ihm,
(weil sie bey uns noch volles Gewicht
haben,) auf den Kopf, und schlagen
ihn damit zu Boden.



Viertes Kapitel.

Seelsorge, und Ermönche, Gottesdienst und Andächtigkeity.

Man hat die aufgehobenen Mönche, noch da sie innerhalb ihrer Klostermauren sich befanden, für den Staat und die Religion, aus guten Gründen, als gleichschädlich angesehen; warum machte man Seelsorger aus ihnen? Warum giebt man ihnen die Mittel selbst an die Hand, um in der Freyheit, mehr Unheil anrichten zu können, als sie, innerhalb ihrer Klausuren, jemals anrichten konnten?

Wenn dieses Thema irgendwo zu einer Preisfrage aufgegeben würde, es würde vielleicht nicht schwer zu enträthseln seyn.

Die Ursache sey aber, welche sie wolle, so wird sie kaum wichtig genug seyn, diesen Schritt zu entschuldigen.

Freilich gab es in Mönchsklöstern mitunter heldenkende aufgeklärte Köpfe, die nach Licht und Wahrheit strebten, und, trotz allem Klosterzwang, sich selbst so aufklärten und bildeten, daß sie in der Folge würdige und nützliche Seelsorger abgeben konnten. Aber ihre Anzahl ist wenigstens so klein, daß sie mit der Menge der seither ad curam animarum Angestellten sich verhält, wie Eins zu Zwanzig.

Wenn man die autorisirte Schrift: *Ueber Gottesdienst und Religionslehre* — (eine Fortsetzung der bekannten *Predigtkritiken*) — zur Hand nimmt, so findet man Beispiele genug, daß nicht nur die Ältern aus

Wesogeistlichen bestehenden Pfarret, sondern auch die neuern aus Mönchs-
 Klöstern gezogenen Seelsorger, Trotz
 ihrer Prüfung beim Konkurs, sich
 Dinge erlauben, die den neuern bessern
 Vorschriften keineswegs gemäß sind.

Wenn man vollends von dem We-
 nigen, was man weiß und erfährt,
 auf das Viele, was man nicht erfährt,
 und folglich unbekannt bleibt, einen
 Schluß machen will; so kann man sich
 einen Begriff von dem Zustande der
 Seelsorger auf jenen Theilen des platt-
 ten Landes machen, wohin keiner die-
 ser Späher, der Entfernung wegen,
 kömmt, und von woher Niemand des-
 halb Nachricht ertheilt, weil man gleich-
 förmig denkt, und damit zufrieden
 ist.

Für eine Andächtleren, die auf
 ausdrücklichen Befehl abgestellt wor-
 den,

den, wurden meistens ein paar andere wieder eingeführt, die den Pfarrern eben soviel auch manchmal noch mehr eintragen, als jene, welche abgeschafft wurde. Statt dem Mehleszen um Geld sind die so genannten Bittgroschen auf dem Lande Mode geworden. Das Mehleszen hat einzelne halbe Gulden getragen, und nun sind zwanzig, dreyßig und mehr Groschen in noch kürzerer Zeit verdient. Die Bauern der eingepfarrten Dörfer bringen nämlich ihrem Pfarrer wöchentlich ihr Anliegen vor, der es notirt, und am folgenden Sonntag oder Feiertag, zwischen dem Evangelium und der Predigt, aus einer Liste herabliest. Da heißt es denn: „Der N. N. „läßt bitten, um dies — der N. N. „läßt bitten um das 2c.“ Dies dauert gewöhnlich eine ganze Viertelstunde, auch noch länger. Dafür bezahlt der Bauer drey Kreuzer, die je-

der um so lieber erlegt, weil es ihm schmeichelt, seinen Namen von der Kanzel zu hören. Sodann lassen die Gemeinden, oder wenigstens Kompagnien derselben, von Zeit zu Zeit feyerliche Hochämter für alle Gattungen von Unfällen halten, die bekanntlich sehr gut bezahlt werden. Da werden dann Schauerämter, Regenämter, Ruhrämter, Viehseuchenämter, und Gott weis, was für Aemter stets gehalten, (der vielen Seelenämter gar nicht zu gedenken,) woben gewöhnlich von den Anwesenden noch fleißig geopfert wird.

Dies sind die Früchte von Anstellung der Exmönche zur Seelsorge. Dergleichen Mißbräuche können Jahrelang dauern, bis sie entdeckt und abgeschafft werden — und im Falle es auch hie und da geschieht, so haben diese erfindsamen Seelsorger schon wie,
 der

der andere Arten von theologischen Zugpflastern vorrätzig, damit sie nie zu kurz kommen.

Das einzige wirkliche Gute, was aus der Anstellung der Exmönche zur Seelsorge entspringt, ist dies: daß dadurch der Fond zu neuen Pfarreyn, deren Abgang in Böhmen so sehr verspürt ward, gerettet und erhalten worden, mithin, da das Uebel nur transitorisch und vorübergehend ist, wenigstens für die Zukunft die Mittel bereitet wurden, Stadt und Land mit aufgeklärten und tüchtigen Seelsorgern zu beglücken.

Fünftes Kapitel.

Pressfreyheit und Censur.

Joseph, der, wie man schon allenthalben einstimmig bemerkte, vielleicht mehr, als einer seiner Vorfahren die Wahrheit fühlte, „daß Toleranz, Aufklärung und Freyheit die wirksamsten, ja die einzigen Mittel sind, wodurch der Geist der Nation aufgeweckt, die Industrie belebt, der freye Gang der Künste und Wissenschaften wieder hergestellt, und folglich alle die Vortheile errungen werden, die einen unmittelbaren oder mittelbaren Einfluß auf das Wohl des Staates haben können — Der in dieser Absicht seinem Volke erlaubte, öffentlich und ungehindert sei

„ seinen Weg über Rom, Wittenberg
 „ oder Genf — wie es jedem gefäl-
 „ lig ist — nach dem Himmelreich zu
 „ nehmen, entfesselte das Genie, wie
 „ den Leibeigenen, von ihren Ban-
 „ den, und erweiterte durch Censur-
 „ und Druckfreiheit die Laufbahn
 „ dem Denker. „

Die der Censur zur Nachahmung
 vorgeschriebenen Grundregeln sind in-
 deß nur kurze Zeit die Gelegenheit zu
 einem süßen Traume gewesen. Es
 gieng ihnen, wie so manchen andern
 Verordnungen, die bald hernach wie-
 der abgeändert, erläutert oder so mo-
 difizirt wurden, daß sie ihre erste
 Gestalt verloren.

So viel ist richtig, daß nur jene
 einheimische Schriftsteller, welche in
 den ersten Monaten nach Erscheinung
 dieser Regeln schrieben, sich rühmen
 können

können, von der Pressfreiheit wirklich Gebrauch gemacht zu haben, und daß eben jene ihrer Schriften, die damals ohne Anstand passirt wurden, heut zu Tage nicht mehr so ganz, sondern sehr verstümmelt aus den Händen der Censoren kommen würden.

Mit einem Worte, der ehemalige Zwang scheint nach und nach wieder einzunisten. Es giebt Censoren, die ihre alten Zweifel und Bedenklichkeiten auch in Josephs Zeiten beibehalten haben, und jeden einzelnen Ausdruck auf die kritische Waagschale legen, gleichsam, als ob sie von jeher an der Dauer dieser Freiheit gezweifelt und einen Rückfall in das alte System vermuthet hätten.

Gerade die Manuscripte einheimischer Schriftsteller, und vielleicht gerade die besten — denn die schlech-

tern

tern gehen leichter durch — werden am strengsten behandelt. Wer seine Aufsätze zuvor drucken läßt, und sie dann der Censur vorlegt, kommt leichter durch.

Daher entstanden die manichfaltigen Schleichwege. Daher erschienen so viele kühne und mitunter sogar verwegene Schriften, und wurden großmüthig tolerirt, obwohl man Buchstaben und Papier kannte, und sogar bestimmt wußte, wo und von wem sie gedruckt worden.

Ueberhaupt ist die Censur ein Forum ohne Gerichtsbarkeit. Sie gebietet und verbietet, und kann den Ubertreter ihrer Verordnungen nicht bestrafen, weil sie kein Polizeiamt ist. Der Nachdruck inländischer Bücher ist verboten, und wenn ein Buchhändler von dem Verlagsbuch eines
an

andern, noch so viele Exemplare eines Nachdrucks, (den er vielleicht selbst in der Nähe veranstaltet hat) eingeschickt bekommen, so werden ihm solche von eben diesem Censuramte, das darüber wachen sollte, ohne Anstand, zum freien Verkauf, ausgeliefert.

Noch mehr. Ein Manuscript wird 1. B. von der Censur nicht zugelassen. Binnen einigen Wochen erscheint es gedruckt, und man giebt pro forma ein halbes Duzend Exemplare davon auf die Censur. Unerachtet man Lettern, Papier und Drucker selbst kennt oder wenigstens kennen kann; so wird die Schrift nochmal eingeschickt, nochmal censurirt, und wenn sie anderst nicht über gewisse Dinge, die das Noli me tangere an der Stirne führen, zu sehr loszieht — nunmehr

nicht erlaubt. Wozu diese Gauck-
ley?

Warum werden noch immer die
vom Auslande hereinkommende juridi-
sche, mathematische, medizinische
und militärische Schriften in die Cens-
sur genommen?

O wie viel solche Warum? hätte
ich noch in Petto!

Sechstes Kapitel.

Schriftstellerey.

Eine fünfjährige Erfahrung war vielleicht für all' Jene, die Muth und Fähigkeit hatten, Mißbräuche, Aberglauben und Thorheiten zu bekämpfen, hinlänglich genug, sie zu überzeugen, daß das Schriftsteller Metier eines der undankbaresten Geschäfte auf Erden ist, wenigstens in Oesterreich. Es hat bey weitem weder den Einfluß noch die Wirkung, die man sich davon versprach. Der theologische Kappzaum ist allzu dicke und zu stark; die sich ihn haben überwerfen lassen, behalten ihn meistens Lebenslang, und raufen allenfalls noch mit dem, der ihnen behülflich seyn will, ihn abzuwerfen.

Wer

Wer seine Ruhe liebt, und sich nicht gerne der Verfolgung Preis giebt, entsagt gerne dem Vergnügen, nützliche Wahrheiten zu schreiben und seine Mitbürger aufzuklären. Am allerwenigsten aber ist die Schriftstellerei ein Mittel, sein Glück zu befördern, oder sich dadurch irgend einer Bedienung im Staate würdig zu machen; dazu gehören besondere Konnexionen und Rekommandationen. Wenn die Grossen auch zu Zeiten eine gründliche nützliche Schrift ansehen oder gar lesen, so ist das ganze Urtheil, daß sie davon fällen, etwa dies: sie ist nicht übel! Aber unter Zwanzigen verfällt vielleicht kein einziger auf den Gedanken: dieser Mann ist vielleicht brauchbar zu irgend einem Amte!

Au contraire, bei manchem Grossen würde die Autorschaft öfters ge-

rade die schlimmste Empfehlung für ihn seyn, wenn er deswegen einen Anspruch auf irgend eine Bedienung machen wollte. Anderwärts wird man auf Schriftsteller der bessern Gattung aufmerksam, sucht sie auf, zieht sie hervor und befördert sie; hier aber nicht also!

Ermunterung für Schriftsteller ist in Oesterreich ein unbekanntes Ding; Beispiele des Gegentheils gehören zu den außerordentlichen Erscheinungen, wie die Kometen mit langen Schweifen. Die Pressfreiheit giebt ihnen nichts weiter, als die Erlaubniß, sich der Verfolgung Jener bloß zu stellen, die sich bey dem Angriff der Mißbräuche und Unordnungen beleidigt oder gekränkt fühlen. Fällt es einem oder dem andern dieser Sachwalter der Dummheiten ein, so läßt er eine Skatze oder gar ein Schandlied auf
 sein

seinen Gegner aushecken, giebt es zur Censur, erhält das admittitur, und von der löbl. Polizen sogar noch oben drein die Erlaubniß, es durch das Lumpenpak öffentlich in der Stadt ausrufen und verkaufen lassen zu dürfen. Da genießt er denn für seine heilsame Absicht, zur Aufklärung seiner Scherstein auch beitragen zu wollen, die würdige Belohnung, daß sein Name von der Grundsuppe des Pöbels auf allen Gassen und Strassen der Stadt und Vorstädte in Gesellschaft irgend eines Galgenschwengels ausgerufen dem allgemeinen Spott Preis gegeben und gebrandmarkt wird; das Lottergesindel, das ihn nicht persönlich kennt, hält ihm, wenn er ausgeht, das Schandblatt vor die Augen, und bietet es ihm selbst zum Kauf an. Solche offenbare unverantwortliche Verletzungen an Ehre und

guten Namen geschehen in Deutschlands Hauptstadt, wo sonst die Polizien die mindesten Vergehungen so strenge ahndet, und wo es verboten ist, einem erwiesenen Schurken auch nur eine Ohrfeige zu geben. Wenn sich der Fall ereignete, daß ein so grimmig mishandelter Mann, im ersten Augenblick, da er seine Schande ertönen hört, entweder gerührt, oder, was dicht darneben ist, in der Aufwallung des Zorns über seine so muthwillig, und noch dazu mit Erlaubniß der Obrigkeit in den Noth gestampfte Ehre am nächsten besten dieser Troßbuben zum Mörder würde; mit welchem Rechte wollte man ihn verurtheilen? Genug von einer Sache, die Wien und seiner Verfassung nicht zur Ehre, sondern zum Schandfleck gereicht. Der bloße Gedanke an die Möglichkeit, eine solche Verschäm-

schimpfung vielleicht je erdulden zu müssen, sollte jedem ehrliebenden Autor die Finger lähmen, und ihn eher veranlassen, seine Aufsätze in eine Mistpfütze zu werfen, als sie der Presse zu überlassen.

Trennlich giebt es Schriftsteller, die so etwas gar nicht zu fürchten haben, solche kalte, trockne und schlep-
pende Litteratur. Gefellen nämlich, die von Zeit zu Zeit so etwas daher klessen, worüber sich kein Vernünftiger ergötzen, und kein Dummkopf oder Schurke auch nur erzürnen kann. —

Die Autorschaft in Wien sowohl als in Oesterreich überhaupt, hat noch mehr schlimme Seiten. Es herrscht unter den Schriftstellern ein unaus-
stehlicher Egoismus, ein Mangel an

Eintracht, und so tief eingewurzelter Privathaß, daß jeder den andern öffentlich oder heimlich verläumdet und zu untergraben sucht. Jeder will allein der große Mann seyn, und sieht die andern mit scheelsüchtigen Blicken an. Keiner duldet den andern auf dem nämlichen Pfade, den er betreten hat, obwohl er für Hundert bereis genug wäre. Sie haben keinen gemeinschaftlichen Endzweck, sondern jeder einen besondern. Daher kommt es, daß die schwarze Parthen so oft die Oberhand behält, weil sie mit vereinten Kräften sicht.

Hiezu noch gerechnet den Einfluß der Geistlichen und Mönche in den besten Häusern, und fast in allen Familien, wodurch eine allgemeine üble Meinung von den Schriftstellern überhaupt zu einer Art von Glaubens-

beng.

dens = Artikel geworden , und man
urtheile , ob dieser Stand nicht weit
eher abschreckend als anziehend sey ,
ob Pressfreiheit und Aufklärung so
gedeihen kann , als man dachte.

Siebentes Kapitel.

Buchdrucker, Buchhändler.

Sammt und sonders sollten sie an die Thürschwellen ihrer Druckereyen und Handlungen den Bibelspruch als Motto anheften: Wer will einen Reinen finden, bey denen, da Keiner rein ist? Meines Erachtens ist es das hin mit ihnen gekommen, daß man keinen mehr mit Recht strafen kann, weil Jeder soviel gethan hat, und Jeder vom andern soviel weis, daß es immer dem einen, der um zwölf Dukaten gestraft werden sollte, leicht wäre, auf andere mit Fingern zu zeigen, die verhältnißmäßig das Hängen verdient hätten. Sie dürfen ein

einander lübn zurufen: Wie find all:
zumal Sünder, und ein Greuel in
den Augen des Herrn! —

Was reden wir weiter davon?

—

Achtes Kapitel.

Rechtspflege, Gerichtsordnung, Advokaten, Partheyen, Taxen, und peinliche Justizverfassung.

Die Gerichtsstellen sind vereinigt worden; aber sind es auch die Gesetze? Sind die Prozesse gehemmt oder wenigstens verkürzt, sind die Blutigel der Menschheit, die Advokaten beschränkt, die Gerichtstaxen vermindert worden? Noch sind sie es nicht!

Noch immer ist das Hinterhaus des Tempels der Themis die Höhle der Chikane; noch bewohnen beide ein gemeinschaftliches Quartier, und was noch mehr zu bewundern ist, sie vertragen sich wie gute Nachbarn. Noch gestattet die Gerechtigkeit ihren Priestern,

Hern,

fern, die Bürger des Staats durch gerichtliche Formalitäten zu entkräften, und auszusaugen. Die geringfügigsten Handel, welche in einer halben Stunde geschlichtet werden könnten, werden durch die Advokaten zu Prozessen von der Dauer mehrerer Monate gemacht, so daß die bloßen Expensen öfters den kleinen Werth des strittigen Gegenstandes doppelt und dreysach übersteigen.

Leider ist unsere Rechtsgelehrsamkeit ein ungeheures Chaos, dessen Gemische von Gesetzen, Glossen und Kommentarien der ungelehrte Bürger in seinem Kopfe nicht errathen kann, und ihm folglich bey dem mindesten Vorfalle, die Nothwendigkeit auslegt, sich an einen Mann zu wenden, der das sogenannte bürgerliche und kanonische Recht, den Kodex, die Pandekten, die römischen Gesetze, und

den

den ganzen Munder längstvergessener Jahrhunderte, samt den nachherigen Modifikationen unter seiner Verückte beherbergt. Aber soviel ist unwidersprechlich wahr, daß diesem ungeachtet drei Viertel aller gewöhnlichen Prozesse ohne Juristen und folglich auch ohne übermäßige Kosten geschlichtet werden könnten.

Was haben z. B. die Advokaten bei simplen Schuldforderungen zu thun? Es müßte sehr zweideutig um die Rechtmäßigkeit einer Forderung aussehen, wenn man zu ihrer Bekräftigung einen Juristen brauchte.

Es ist eine der traurigsten Wahrheiten, daß so viele Bürger im Staate von den Advokaten, durch unbarmherzige Anhäufung der Expensen ohne Noth zu Grunde gerichtet worden sind, und täglich noch werden.

So mancher ehrliche Mann, der nun ein Bettler ist, hätte aufrecht erhalten werden können, wenn die Advokaten mitleidiger gegen ihn gewesen wären. Muß denn derjenige, den schon die Zahlung weniger Dukaten in Verlegenheit setzt, der Expensen wegen, in die Unmöglichkeit versetzt werden, keines von beyden entrichten zu können? Kann ein Schuldner sechs Dukaten eher bezahlen, wenn er durch zehn Dukaten Unkosten dazu angehalten wird?

Jeder Patriot, der dieser Sache ernstlich auf den Grund zu sehen sich bestrebt, wird finden, daß dieß ein Uebel im Staate ist, welches viel, leicht grausamer wüthet, als alle Landplagen, weil es näher liegt, und seine Verheerungen unvermerkt allgemein verbreitet.

Frenzlich haben wir eine Taxordnung, welche gelinder ist, als ehemals. Aber die Advokaten binden sich nicht daran, fordern mehr als ihnen gebührt, und wer es nicht zahlen will, kann es auf die gerichtliche Moderation ankommen lassen, die auf seine Kosten geschieht, anstatt sie auf Kosten dessen geschehen sollte, der mehr fordert, als ihm gebührt. Die meisten Advokaten bedingen es sich, noch überdies, von ihren Klienten zum Voraus aus, daß sie nicht um die moderirungsmäßigen Taxen dienen wollen, sondern daß ihre Klienten das Uebrige, was sie fordern, darauf zu zahlen sich verpflichten sollten.

Die Urtheilstaxen sind gegen ehemals gewaltig erhöht worden. Der Sachfällige muß zwey Urtheile, jedes mit zwölf Gulden bezahlen. Vielleicht war die Absicht dabey, die Prozesse

gerisse

geße zu vermindern; aber es ist erwiesen, daß sie sich aus eben dieser Ursache nicht vermindert, sondern vermehrt haben. Ubrigens ist der Schmerz für den verlierenden Theil gleich heftig, es mag nun das Gericht oder der Advokat seyn, von dem er durch große Kosten gedrückt wird.

Was vollends unbegreiflich scheint, ist dieses: daß der Kläger, nach der neuen Gerichtsordnung, nicht, wie dormalß, die Auslage für beide Urtheile, (oder vielmehr für die doppelte Ausfertigung des gefällten Spruchs) vorläufig bestreiten darf, sondern daß das Taxamt ebenfalls eine Gegenpartey des Beklagten werden, und für das ihm zugestellte Urtheil die Taxe besonders eintreiben, und manchmal einzelner Gulden wegen ihn in separato, unter Verursachung neuer Kosten pfänden und exekutiren muß. Das heißt

heißt, meine 8 Erachtens, eine Sache nicht vereinfachen, sondern vergrößern und vervielfältigen.

Aus dieser Behandlung der simpelsten Rechtsangelegenheiten ziehe man nun die Schlußfolge, von welcher Gestalt die verwirrten und verwickelten Prozesse seyn mögen, welche Bedrückungen haben geschehen können und wirklich geschehen? Man schließe ferner, ob durch so ein Verfahren die wohlthätige Absicht des Monarchen erreicht, oder verfehlt wird?

So vielerley Mängel und Gebrechen noch zur Zeit in den bürgerlichen Rechtshändeln vorhanden sind, eben so viele giebt es auch noch in peinlichen Rechtsfällen. Noch haben wir keinen neuen Kriminalkodex, seitdem der alte nicht mehr zur Richtschnur dient. Warum soll das Volk,
in

in Dinge, die Leib und Leben betreffen, nicht eben so gut zum Voraus wissen, mit welcher Strafe diese oder jene Vergehungen geahndet werden, wie in bürgerlichen Vorfällen? Warum ist es dahin gekommen, daß der Regent meistens das traurige Amt des Richters übernehmen, und Aussprüche fällen muß, welche nur allein jene über die bestehende Gesetze wachenden Justizstellen thun sollten? Geschieht nicht dabei seinem schäbsten Vorrecht, das er mit der Gottheit gemein hat, dem Recht zu beynadigen, ein wesentlicher Abbruch?

Wenn man bedenkt, daß einer seits die peinliche Rechtsgelehrsamkeit ohnehin in einem so kläglichen Chaos liegt, daß noch viel andere Reformen vorausgehen müssen, ehe man den Strafen der Verbrechen eine Gestalt geben wird, die sie von einem Morde

eder der Rache unterscheidet; und daß andererseits alle die strafenden mit Henkern begleitenden Geseze, alle die Blutgerüste, die Ketten- und Züchtigungsarten das Uebel selten bessern, dem man nicht vorzubeugen wußte; daß die gleichen Verbrechen immer aufs neue begangen werden, weil man ihre Quelle nicht verstopft hat; so wird man verleitet, diese Gegenstände mit jenen Wunden zu vergleichen, die ein verderbtes Blut von sich strömen, weil man die angesteckte Masse nicht selbst angreife, und um so eifriger wünscht der Freund der Menschheit, daß mit Beseitigung aller Palliativkuren, durch eine totale Salivationskur diese innern Gebrechen des Staats aus dem Grunde einmal geheilt werden möchten.

Neuntes Kapitel.

Bevölkerung , Ehestand , Luxus ,
 , zügellose Sitten , Wucherpatent
 und Negozianten , Hazardspiele und
 Lotterie ic. ic. in einer kleinen
 Skizze , zur Beherzigung dargelegt.

Wenn die Bevölkerung der Staa-
 ten als eine wesentliche Stütze der
 Macht derselben angesehen wird ,
 warum erleichtert man die Mittel
 nicht , sich verheirathen zu können ?
 Warum ist noch kein Entwurf zu ei-
 nem allgemeinen Wittwenverpfle-
 gungs = Institut für alle Stände ge-
 macht , „ oder wenigstens ausgeführt
 „ worden ? Welch einen Unterhalt
 „ können sie mir , im Fall sie vor
 „ der Zeit sterben sollten , versichern ? “
 So fragt jedes weibliche Geschöpfe ,

vom Mittelstande an, bis zum höhern Adel, den, der sich um ihre Hand bewirbt.

Die k. k. Beamten hatten ehemals fast vor den meisten übrigen Staatsbürgern in diesem Punkte viel voraus, weil ihre Bedienungen als ein ewiges Brod angesehen, und Wittwen und Waisen stets, nach dem Verhältniß der Dienstjahre ihres Mannes und Vaters, sich sichere Rechnung auf einen bestimmten Unterhalt machen konnten. Heut zu Tage, bey Veränderung oder Aufhebung mancher Stellen, wo es kein beständiges Hofbrod mehr giebt, und das neue Pensions Normale die vormaligen Aussichten vereitelt, ist die Lust zum Heirathen bey beiden Geschlechtern erloschen, und wird es so lange bleiben, bis man etwa von Seiten des Staats ein Mittel an die Hand

Hand giebt, wodurch sie wieder angefaßt wird.

Vor allen Dingen sollte, in dieser Rücksicht, der allenthalben eingeführte und herrschende Luxus, soviel möglich, beschränkt und verhindert werden.

Je mehr auf einer Seiten fast in allen Ständen, unter beiden Geschlechtern, die Lust zum Heirathen sich verliert und abnimmt, je stärker wird der Hang zur unregelmässigen Lebensart, je zügelloser werden die Sitten, je mehr häuft sich das Laster. Es ist leider schon so weit gekommen, daß man an weibliche Tugend und Sittsamkeit so wenig mehr glaubt, als an den Geruch der Heiligkeit, weil aus allen Ständen und Familien Beispiele des Gegentheils in Menge angeführt werden können. Es würde wahrlich ein würdiger Ge-

genstand für die Gesetzgebung seyn, dieses Eitergeschwür des Staats zu kuriren.

Es erscheinen zwar, wie immer, von Zeit zu Zeit heilsame Verordnungen; aber die meisten sind von der Art, daß man ihnen durch Ränke ausweichen und sie unkräftig machen kann. Ein sogenanntes bestehendes Wucherpatent verbietet z. B. den Geldausleihern, mehrere Zinsen als die gesetzmässigen Procente zu nehmen. Dieses Gesetz zu vereiteln, und dem darüber wachenden Fiskus ins Angesicht Hohn sprechen zu können, haben die Wucherer das Kaufen erfunden. Sie leihen nicht mehr direkte auf Häuser, Unterpfänder und Schuldverschreibungen; sondern die Saßbriefe und Obligationen müssen vorher auf andere Namen und Personen ausgestellt werden, diese

Kaufen sie sodann mit 20 — 30 — 40 — auch 50 Procent Abzug, denn (sagen sie) Kaufen ist erlaubt, und beweisen dadurch, daß die Schelme öfters klüger sind, als die Verfasser der Gesetze. —

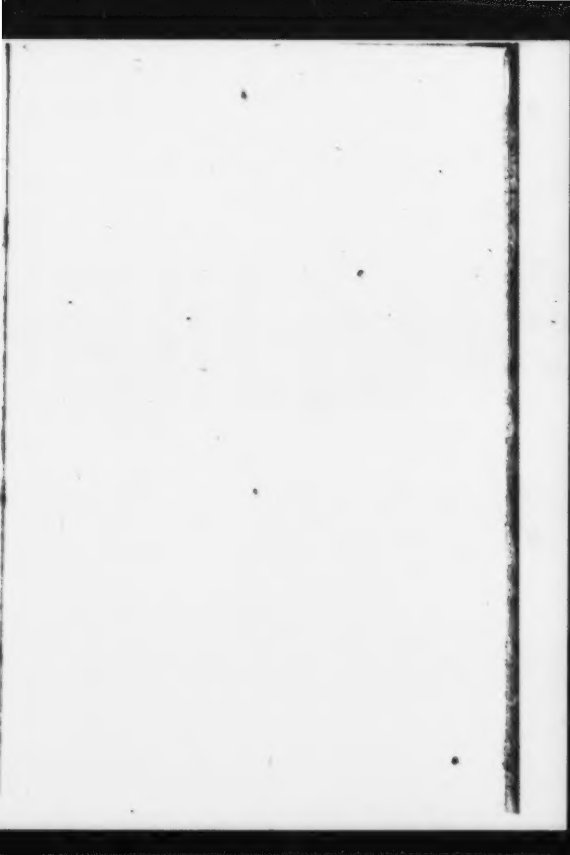
Man hat endlich die Hazardspiele den grossen Strafen verboten, und die Quelle so manches Unheils, so mancher Verbrechen, Diebstähle, Mordthaten und Verzweiflungen — die Lotterie dauert noch!

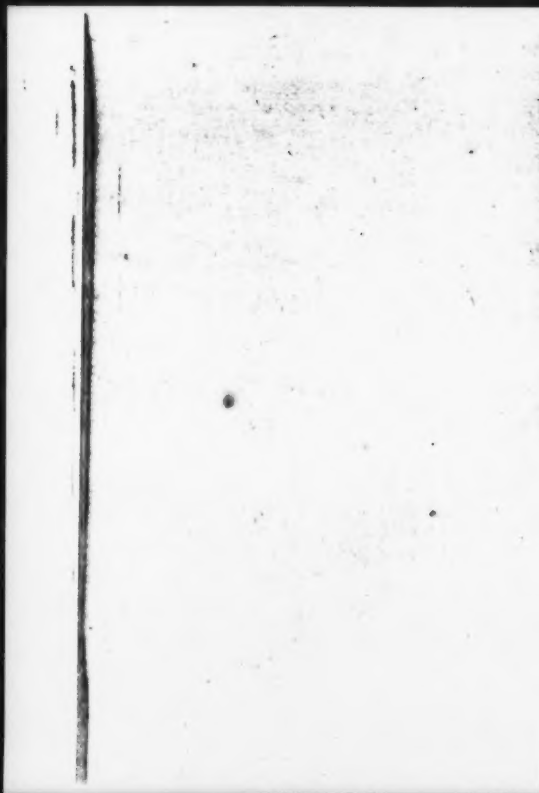
Sind wohl die Vortheile davon so schwer, daß sie die Nachtheile, die Zerrüttungen der Familien und des bürgerlichen Wohlstandes, die sie ohne Unterlaß anrichtet, aufwiegen? Gewiß nicht! —

Wie

Wie ist es möglich, die Absicht,
Völker zu beglücken, zu erreichen,
wenn ihnen so viele Gelegenheiten ge-
lassen oder gar dargeboten werden,
sich unglücklich zu machen? —







Mö g l i c h k e i t e n
u n d
U n m ö g l i c h k e i t e n
i n
D e s t e r r e i c h .

Zweiter und letzter Theil.



EIGENTUM DER
K. UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Leipzig, bey Joseph Stabel, 1786.

EIGENTUM DER
K. UNIVERSITÄT
BIBLIOTHEK MÜNCHEN



EIGENTUM DER
K. UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Inhalt

des zweiten Theils.

Zehntes Kapitel. Criminalstrafen unserer Zeiten. Ein Stof, der vor den Richter flucht der Menschheit gehört. Es ist erlaubt, zu forschen: ob die Regierung und ob das Gesetz sich dabei nichts vorzuwerfen haben? Die neuern Versuche von Strafsarten, nämlich Brandmarken, Prüegeln, und öffentliche Arbeiten, sind nicht so heilsam und abschreckend, als man dachte; sie bewirken den erzielten

Inhalt.

Endzweck keineswegs. Es ist schwer, zu verneinen, daß vergossenes Blut nicht wieder Blut heischt. — Vom Strassensäubern. Es scheint nicht zweckmässig, daraus eine Strafe für Verbrecher zu machen, und gebt unter andern gar nicht zur Verschönerung Wiens. Allerley Bemerkungen. Vom Schiffziehen. Ob der Endzweck dieser Strafe erreicht oder verfehlt wird? Es ist eine Art von langwieriger Hinrichtung. Gründe wider und für die Todesstrafe.

Fünftes Kapitel. Kommerz, Gewerbschaften, Nahrungsstand, Industrie, Verbot ausländischer Waaren. Von den Klagen der Patrioten, daß der Handel in Oesterreich nie recht empor kommen will. Ursachen. Von den künstlichen Gewerben in Wien, oder den sogenannten Kammergütern. Es haften ansehnliche Kapitalien von Pupillengeldern, Heirathsgütern, Vermächtnissen, und Darleihen darauf. Ein eingebildeter Reichthum von ein paar Millionen ward durch ihre Abwürdigung außer Kurs gesetzt.

Von

Inhalt.

Von den drey Gulden Weibern. — Von der Oekonomie Kommission, beym Militaire. Von Vermehrung der Meister in den Handhierungen. Von dem Einfuhrverbot der ausländischen Waaren. Von dem scharfsichtigen österröichischen Patrioten, weiland v. Hornel.

Zwölftes Kapitel. Allgemeines Spital, Findlinghaus, Verpflegungs-Anstalt für Rindbutterinnen, Maxenburch und Militärspital in Wien. Bemerkungen von Sachkundigen, über diese Anstalten.

Dreizehntes Kapitel. Apendix zum Vorhergehenden. Fingerzeig, wohin man das Wörtchen *mal placé* als Denkspruch anheften könnte, nebst einem passenden Gleichniß Die Verpflegung der Armen, Kranken und Gefangenen zu verpachten, ist nicht gut, und vernichtet den wesentlichsten Theil der besten Anstalten.

Inhalt.

Vierzehntes Kapitel. Arien-Innuit. Aus demselben hätte keine Bruderschaft gemacht werden sollen. Muß denn immer im schönsten Bilde ein Alts seyn? Vom obermaligen Überhandnehmen der Butler. Von öffentlichen Anweisungen über das Almosen, und dem schmalischen Benehmen des Herrn. Pottizius Ist dabei. —

Fünfzehntes Kapitel. Gang der öffentlichen Geschäfte. Zum Beweis eine Thatsache. Vom Stellenzug, und der mechanischen Manipulation nach alten Formularen. Von den Geschäften des Mannkars von Wien, und der H. De Landesregierung. Von dem unsichlichen Plaze, wo dormal diese so nöthige Stelle sich befindet. Das Haus derselben gleicht einem Labyrinth eher, als einem den öffentlichen Geschäften gewidmeten Gebäude.

Sechzehntes Kapitel. Theaterwesen. Hoftheater; Ausschuß — quia Nomen & amen habet. — Vom wahren und stärksten An:

Inhalt.

Antipoden des gereinigten Schauspiels, und von der Unmöglichkeit, Geschmack und Sitten der Einwohner Wiens zu bilden, so lange Rasperl Rasperl bleibt. Eigenes Geändniß des Unternehmers — zum Beweis dieser Behauptung. Von den Ursachen, warum die ehrwürdigen Pfarrer und Seelsorger so warme Rasperl-Protectores sind. — Blick auf die Szee. —

Siebzehntes Kapitel. Öffentliche Zeitungsblätter in den k. k. Erbländern. Warum wir, will's Gott! in den nächsten sieben Jahren von dieser Seite nichts Gutes erwarten dürfen. Von Skrupeln, Bedenklichkeiten, Zweifeln und Hindernissen, die allen periodischen Blättern im Wege stehen, die nur von Ferne einer Zeitung gleich sehen. Von dem Vorurtheil der Ausländer, die Wiener Zeitung für eine Hofzeitung zu halten. Von der Ursache, warum das Wenzelblättchen aufobete. Anmerkungen darüber.

Inhalt.

Zehntes Kapitel. Dienstbo-
ren, Verschönerung Wiens, Holzmangel und
Theuerung, nebst einigen andern Gegenständen
durcheinander.

Maßerinnerung.

Zehn-



Zehntes Kapitel.

Kriminalstrafen unserer Zeiten.

Wenn je eine Sache vor den Richterstuhl der Menschheit gehört, so ist es diese. Jedes patriotisch gesinnte einzelne Individuum hat das Recht, nach seinen Geisteskräften, zu forschen und zu untersuchen: ob die Regierung und ob das Gesetz sich dabei nichts vorzuwerfen haben, auch ob der Endzweck der Strafe, das abschreckende Beyspiel dadurch erreicht werde?

Es wird weder der Majestät d. Gesetze noch der Gerechtigkeitsliebe d. Richter zu nahe getreten, wenn man über diesen höchstwichtigen Gegenstand öffentliche Bemerkungen macht, und sie der höhern Prüfung darlegt.

Man hat ehemals so viel über Strafgesetze und über die Ursachen geschrieben, welche die Todesstrafe nothwendig machten; und heut Tage, da in Oesterreich, so wie Rußland und Preussen, diese blutigen Strafmittel seltner werden, und zu sagen ganz außer Kurs kommen, herrscht ein tiefes Stillschweigen über diese wichtige Materie.

Allerdings gereicht es den vernünftigen Sitten und der heutigen metaphysischen Denkungsart zur Ehre, daß der einfache Dieb, der ihm nöthige repräsentativische Zei-

de

der Nahrung seinem Mitbürger abnimmt oder entfremdet, nicht so schnell, als sonst, sein Vergehen am Galgen büßen darf, indeß der Mann, der eine ganze Armee die Pein des Hungers fühlen ließ, der den Soldaten des Vaterlandes weit schrecklicher als der Stahl und das Feuer des Feindes war, der Mann, der sich vom allgemeinen Elende mästet, und seinen Mitbürgern durch schändlichen Wucher die Haut über die Ohren zieht, der Mann, der das erkaufte Eigenthum eines andern unter dem Schutz der Geseze raubt, vor den Augen des Regenten und des Publikums, sich Palläste baut und den Adel erkauft. Allerdings könnte man den reformirten Gesezen und Strafmitteln kein größeres Kompliment machen, als wenn man sagen könnte:

„ nun ist es endlich dahin gekommen,
 „ daß es nicht mehr nothig ist, Wie

„ zu vergießen; es giebt Züchtigungs-
„ arten, die abschreckender sind, als
„ der Tod selbst — sie sind vermind-
„ gend, die Verbrechen, wo nicht
„ in ihrer Urquelle zu ersticken, doch
„ wenigstens zu hemmen, und selte-
„ ner zu machen. “ Aber wenn ein
Zeitraum von einigen Jahren entwe-
der gerade das Gegentheil oder doch
dies zum mindesten lehrt, daß die
neuern **Versuche von Strafarten** nicht
so heilsam und abschreckend sind, als
man dachte, daß sie den erzielten End-
zweck keineswegs bewirken, sondern
vielleicht gar verschlen; so gereicht es
der Gesetzgebung nicht zur Unehre,
von ihrem gefassten System wieder
abzugehen, weil nur Erfahrung und
Erfolg in jeder Sache zur fernern
Richtschnur angenommen werden kön-
nen.

Denkende Beobachter glauben aus beiden das Resultat ziehen zu können, daß es einerseits Verbrechen giebt, die vermöge den Naturgesetzen unumgänglich mit dem Tode bestraft werden sollten, und daß andererseits die jetzt üblichen Züchtigungsarten ihrer Absicht nicht entsprechen.

Wenn man annimmt, daß die Strafen aus dem von der Natur unmittelbar vorgeschriebenen Grundsatz des Vergeltungsrechts, den selbst das Schicksal zu befolgen scheint, entspringen; so ist es schwer zu verneinen, daß vergossenes Blut nicht wieder Blut heische.

Freilich waren unzählige ehemalige Hinrichtungen der Mörder nicht vermögend, zu verhüten, daß nicht von Zeit zu Zeit neue Mordthaten verübt wurden; aber die traurigsten
 Ven.

Beispiele unserer Tage beweisen, daß Brandmarken, Prügeln und die härtesten Arbeiten eben so wenig, ja bennähe noch weniger Eindruck machen, obgleich diese Züchtigung und Strafe im Grunde noch schrecklicher ist, als der Tod selbst. Wie wäre es möglich, daß z. B. ein Mensch, der, von seinem Fenster aus, auf der Richtstätte einen Mörder brandmarken sieht, drei Tage nachher einen noch schrecklicheren Mord als jener begehen könnte, wenn diese Bestrafung so abschreckend wäre, als man etwa vermuthete?

Die öffentlichen Arbeiten der Verbrecher in Wien bestehen bekanntermaßen im Straßensäubern. Ist dieses Geschäft wirklich eine Strafe für Verbrecher, so ist es auch entehrend. Ist es entehrend, so sollten lauter solche Leute, nicht aber auch Tagelöhner,

ner, die man dafür bezahlt, dazu genommen werden. Ueberhaupt scheint es nicht zweckmässig, aus einer Arbeit, deren Gemeinnützigkeit das ganze Publikum empfindet, eine Strafe zu machen. Die Verbrecher könnten vielleicht durch andere beschwerliche Arbeiten schicklicher bestraft werden; denn einerseits ist Gassenlehren nicht so beschwerlich, als es scheint, andererseits werden die Züchtlinge binnen acht Tagen des Angassens gewohnt, und verlieren in eben dieser Zeit alle Empfindung von Schaam, wohingegen der ekelhafte Anblick dieser Menschen und das Geklirre ihrer Ketten die allenthalben wallenden Bewohner Wiens belästigt und misguthig macht. Zum mindesten könnte aus der Stadt selbst, die so gedrückt voll Menschen ist, daß sie einander sogar im Gehen hindern, dieser täglich empörende Anblick, der keineswegs

wegs zur Verschönerung derselben be-
trägt, verbannt werden.

Unter den gefesselten Züchtlingen
zeichnet sich allein der Gebrandmarkte
aus, welcher zur lebenslänglichen Ge-
fangenschaft und Arbeit verurtheilt ist.
Der an ihn Angeschlossene, welcher
nach überstandener Strafezeit wieder
in die Gesellschaft zurück lehren soll,
hat indeß alles Gefühl von Schaam
auf immer verlohren. Bei seiner
Entlassung trägt er auf seinem abge-
schornen Kopfe das Zeichen der Schan-
de. Er bemüht sich vergebens, ir-
gendwo sogleich wieder in Dienst und
Brod zu kommen, und hat nichts zu
leben. Der Hunger zwingt ihn zu
neuen Missethaten, und in kurzer
Frist ist er wieder in Eisen und
Banden.

Alle Gattungen der Missethaten werden beynahe mit der gleichen Strafe belegt. Man kann den Zauberschwärzer nicht von dem Hauptdieb unterscheiden. Einer kehrt, wie der andere. Der Bauernkerl, der etwa zuvor auf dem Lande Mist geladen hat, findet blos seine Gabel mit dem Besen verwechselt, und ist mithin sehr unmerklich bestraft. Der Missethäter von besserem Herkommen hingegen, der vielleicht zuvor in Amt und Ansehen stand, und nicht mehr als jener gethan hat, ist verhältnißmäßig gegen diesen, hundertfach schärfer bestraft. Durch die Gesellschaft mit gemeinen Züchtlingen wird er keineswegs gebessert, sondern nach und nach eben so roh und unverschämt, als diese, mithin wird die Absicht, ihn durch diese Strafe zu bessern, gänzlich verfehlt.

Hieraus entspringt die Schlussfolge, daß zu Kriminalstrafen kein arithmetischer Leist paßt, und daß es, wegen der Verschiedenheit der Verbrechen und der Missethäter, vielleicht weit besser seyn würde, gleichsam geometrische Grundsätze dabei zu beobachten.

Von Bestrafung schwerer Verbrechen, wo es darauf ankommt, das Volk zu erschüttern, sollte man allerdings die Einbildungskraft zu Rathe ziehen. Wenn nun z. B. ein vorsezlicher Mörder, der wenige Tage zuvor gebrandmarkt worden, in der Cassenlehrergesellschaft erscheint; so drängt sich zwar Jedes Haufenweise herzu, sein Gesicht zu besehen, greift aber zugleich in die Tasche, und beschenkt ihn. Durch mehrere Wochen kann er verlauler Einsammeln der Geschenke kaum arbeiten. Seine
Auf

Aufseher und Wächter sind meistens so arme Wichte, daß sie, obgleich befohlen ist, ihm die Geschenke wieder abzunehmen, ihm willig einen guten Theil derselben, gegen Rabat, unterschlagen helfen, und ihn folglich in den Stand setzen, sich öfter in seinem Gefängniß, mit ihnen, einen guten Tag zu machen. Weit entfernt, ihm diese Wohlthat zu mißgönnen, will ich vielmehr eine andere Betrachtung darüber aufstellen. Das menschliche Elend ist hie und da so groß, daß vielleicht unter der Menge, die so einen Missethäter betrachten, öfters ein Armer stehen kann, der ihn, unerachtet seiner Ketten und des kläglichsten Schicksals, noch beneidenswerth findet. In der Ueberzeugung, daß er durch Ketten und Bande nicht elender werden kann, als er ohnehin ist, beschließt er vielleicht im gleichen Nu eine ähnliche That, um wenigstens bis an

sein Ende der Sorge, zu essen, überhoben zu seyn. Wer diese Bemerkung übertrieben findet, kann sich keinen richtigen Begriff von dem gehetmen Elend mancher Menschen machen.

Die grossen Verbrecher, welche eigentlich den Tod verdient hätten, werden von Zeit zu Zeit Transportweise nach Ungarn zum Schiffsziehen geliefert. Man weis, daß die meisten derselben diese schwere Strapaze nicht lange ausstehen, sondern bald dahin sterben. Indess kommen sie da, wo sie gesündigt haben, aus den Augen und aus dem Gedächtniß, und dort, wo sie hinkommen, weis man weder, wer sie sind, noch was sie gethan haben. Ein grosser Theil des Endzwecks ihrer Bestrafung wird also dadurch abermal verfehlt. Da diese Strafe im Grunde eine Art von lang-

wü-

würdiger Hinrichtung zu seyn scheint, die noch überdies jenen abschreckenden Eindruck bey der Menge, oder vielmehr bey Jenen, die solcher Thaten fähig sind, nicht macht, den sie machen sollte; so weiß ich nicht, ob selbst die größten Philosophen Recht haben, die langsamere Aufreibung der Missethäter statt der schnellern Todesstrafe anzurathen, die an sich mehr erschütternd und doch weniger qualvoll ist. Indes sind ihre Gründe gegen die Todesstrafe von großem Gewicht. Sie geben sie nur in dem einzigen Falle zu, nemlich, wenn das fernere Daseyn des Missethäters der Ruhe eines ganzen Landes oder Volks nachtheilig werden kann, als z. B. in der Zeit einer Anarchie. Sie sagen: es ist nicht die Schärfe der Strafe, welche den größten Eindruck auf die Sinnen der Menschen

macht, sondern ihre Dauer. Hestige Eindrücke überraschen und erschüttern, aber ihre Wirkung ist allgukurz. Die Empfindlichkeit wird leichter und anhaltender erregt, durch schwächere aber wiederholte Eindrücke, als durch einen schreckbaren aber vorübergehenden Augenblick.

In Rücksicht der Diebstähle kann man dies alles unbedingt zugestehen — denn der Reichtum einer halben Welt bezahlt das Leben eines Menschen nicht. Aber auch eine fünfjährige Arbeit eines Mörders ist kein Äquivalent für das unglückliche Opfer, dem er das Leben raubte. Wenigstens ist dies vielleicht der einzige Fall, wo die Todesstrafe am ersten zu rechtfertigen ist. Heil dem Gesetzgeber, der gegen Verbrechen dieser Art eine Züchtigung erfindet,
die

die vermögend ist, sie zu hemmen
oder gar auszurotten, ohne den
Tod des Missethäters nothwendig zu
machen.

Elftes Kapitel.

Handel , Gewerbschaften , Nahrungsstand , Industrie , Verbot ausländischer Waaren.

Wenn es wahr ist, daß ein Staat nur durch mannichfaltige und genaue Erörterung seiner innern Verfassung sich selbst kennen lernt ; so können der Betrachtungen über den Handel, die Gewerbschaften und den allgemeinen Nahrungsstand u. nie zu viel ange stellt werden , weil man das Gute nie zu oft sagen kann, und es überhaupt sehr oft sagen muß, wenn man will, daß es den gehörigen Eindruck machen soll.

Die Patrioten haben von jeher gerechte Klagen darüber geführt, und
füh-

führen sie noch, daß der Handel in Oesterreich nie recht empor kommen will — ein Beweis, daß es noch irgendwo fehlen muß. Unter den verjährtten Ursachen führten sie besonders diese an: „daß die Grundsätze, „welche einst der Hofkommerzienrath „ursprünglich angenommen hatte, „nicht die rechten waren.“ Unter den neuern Ursachen hingegen stehen folgende oben an: 1) Mangel des persönlichen Kredits. Zwar sollt man dies in Oesterreich, wo so viele reiche Leute sind, kaum vermuthen, und doch ist es so, weil einerseits der größte Theil derselben einen viel größsern Aufwand zu machen pflegt, als Leute eben dieses Standes, ja höherer Stände, in andern deutschen Ländern, und manche derselben auch Dinge unternehmen, die ihre Kräfte übersteigen, andererseits aber der Kredit des Staats mit dem Kredit

der Privatpersonen gewöhnlich in eine für die letztern sehr nachtheilige Kollision kömmt, da man auch die Zinsen unter Privatleuten von fünf auf vier Procent herabgesetzt hat, und der Capitaliste seine Gelder lieber in Staatskreditpapiere verwandelt, als sie dem Kaufmann giebt, zumal da die Bankobligationen von allen ordentlichen und außerordentlichen Steuern befreit sind. Um den Privatkredit in Oesterreich wieder herzustellen, hat ein Patriot schon vor einigen Jahren den öffentlichen Vorschlag gemacht, die Zinsen der Staatspapiere auf drey Procente zu erniedrigen, den Privatleuten hingegen zu erlauben, Zinsen bis fünf Procent zu geben und zu nehmen, auch überhaupt den Geschäften des nützlichen Bürgers freyen Lauf zu lassen. Es würden dadurch die vielen Schleichwege und Ränke der Wucherer, in fraudem legis acht, zehn und noch

noch mehr Procente für ihre Darlehen, im Angesichte des Risikos ohne Gefahr zu nehmen, gehemmt und unterdrückt worden seyn.

2) Verschwerliche Manipulation der Mauthen, wodurch manches Gute, was vielleicht seit mehreren Jahren im Gang war, immer wieder zerstört wird. Bei den meisten Mautheinrichtungen sind nicht so sehr die Abgaben selbst, als die Formalitäten, mit denen sie erhoben werden, für den Handel drückend und schädlich.

3) Die grossen Abgaben, womit der Handel aus einer Provinz in die andere, sowohl als die Ausfuhr inländischer Erzeugnisse in fremde Länder belegt und erschwert wird. Warum sollen manche Provinzen und Gegenden, die unter einen Zepher gehören, stiefmütterlich behandelt werden?

Ist

Ist denn kein Mittel möglich, die wechselseitigen Vortheile dergestalt zu vereinigen, daß die gesammten Provinzen und Unterthanen der k. k. Erbstaaten als Kinder eines Vaters angesehen und behandelt werden können?

Hiezu genommen, die hie und da sehr üble Beschaffenheit der Straßen und Wege, worauf die Waaren ausgeführt werden sollen; der gefährliche Transport der Waaren zu Wasser, weil die Flüsse nicht gereinigt, und sowohl die Donau, als die Sau, Drau, Theis und Kulpa bey niedrigem Wasser schwer zu beschiffen sind; die schlechte Bauart und Beschaffenheit der Schiffe, die auf diesen Strömen gehen, woraus viel Schaden und Unglück entsteht, nebst unzähligen andern Hindernissen, (deren Erwähnung hier zu weitläufig wäre,) und die
oben

oben angeführten Klagen der Patrioten werden vorläufig schon gerechtfertigt seyn.

In so fern als der Handel mit den Gewerbschaften, dem Nahrungsstand und der Industrie unumgänglich zusammenhängt, ist auch leicht zu erwarten, daß in Ansehung der letztern noch eben so lange Gebrechen aller Arten vorhanden seyn werden, als der erstere nicht in den möglichst besten Flor gebracht wird. Besonders sollte die Staatsverwaltung sich stets angelegen seyn lassen, daß nicht schädliche Privatspekulationen hie und da einen nachtheiligen Ausschlag geben, und überhaupt die Cirkulation des Geldes nie gehemmt werde, welches die Seele aller Unternehmungen ist.

Alle Sachkenner sind darinn einstimmig, daß Fabriken und Manufakturen in Oesterreich noch nicht in jener guten und blühenden Verfassung sind, in der sie seyn könnten, und sollten, und auch in dieser Mittelmäßigkeit so lange bleiben werden, als man nicht geschickte Künstler und Fabrikanten, denen die Mittel fehlen, ihre Geschäfte in Schwung zu bringen, nach allen Kräften unterstützt.

In Rücksicht der bürgerlichen Gewerbe und Handwerke der Stadt Wien durchkreuzen sich vollends die widersprechendsten Absichten und Grundsätze. Bekanntermassen müssen viele Gewerbe um großes Geld erkaufte und bezahlt werden, die man Kammergüter nennt. Man hat es zwar in neuern Zeiten als nachtheilig für die bürgerliche Freiheit angesehen, die Befugniß, ein Gewerbe zu treiben,

so theuer erkaufen zu müssen, aber das, was man dagegen thun sollte, ist auch noch nicht geschehen, obwohl schon der Anfang dazu gemacht war. Gewisse Dinge, wenn sie einmal eingeführt sind, lassen sich nicht so leicht wieder aufheben, besonders, wenn man das einzige wahre Hülfsmittel nicht gebrauchen will. Auf den bezahlten Gewerben in Wien lasten ansehnliche Kapitalien von Pupillengeldern, Heyrathsgütern, Vermächnissen und Darleihen, die diesen zum Unterpfand dienen. Man hätte also nicht ihren Werth seit vielen Jahren schon dadurch mindern sollen, ähnliche Gewerbe so manchem, der sich Gunst und Protektion zu erwerben wußte, umsonst zu verleihen. Was man durch einen Stempelbogen und einige Taxen 2c. zu erhalten möglich sieht, kauft man nicht für großes Geld. Die bezahlten Gewerbe mach-

ten

ten in Wien ehemals einen eingebildeten Reichthum von ein paar Millionen aus, die dadurch, daß man sie unvermerkt an ihrem Werth abwürdigte, außer Kurs gekommen sind.

Ehemals, wenn ein Besitzer derselben irgend eine vortheilhafte Speculation vor sich sah, wodurch er etwas ansehnliches zu gewinnen hoffen konnte, und ihm dazu das Geld fehlte, konnte er zum nächsten besten seiner vermögendern Nachbarn gehen, und von ihm etliche tausend Gulden dazu aufnehmen, die ihm auf sein Gewerbe ohne Anstand geliehen wurden. Heut zu Tage geschieht es nicht mehr.

Manche Gewerbe wurden sogar ohne Noth, und noch dazu zum Nachtheil des Publikums abgewürdigt. Dies Schicksal traf z. B. die bürger-

gerlichen Vebstler. Man erlaubte nemlich allen sogenannten Fratschlersweibern und anderem Gesindel, gegen eine jährliche Abgabe von drey Gulden, mit Obst frey an allen Ecken und Strassen zu handeln, deren Anzahl sich in kurzem auf einige Tausende belief, und durch welche das Obst, anstatt es wohlfeiler zu machen, unendlich theurer wurde, als es ehedem war. Ihre theuer erkauften Gewerbe wurden dadurch auf einmal so ausser Werth gesetzt, daß man, als der höchste Entschluß ergieng, alle Handthierungen frey zu geben, und jenen, welche ihre Gerechtigkeiten erkaufte hatten, ihr Geld zurück zu zahlen, für nöthig fand, bey ihnen den Anfang zu machen, welches in der Folge auch noch bey ein oder zwei andern Gewerbschaften geschah.

Inzwischen ist wenig Anschein vorhanden, daß dieses heilsame Geschäft weiter fortgesetzt wird, und wenn also nicht alle käufliche Gewerbe oder sogenannte Kammergüter wieder eingekauft und ausbezahlt werden; so wäre es für den ganzen Nahrungsstand der Bürger Wiens weit zu trügllicher gewesen, damit gar nicht anzufangen, sondern vielmehr ihre so theuer erkaufte Gerechtsame besser zu handhaben und aufrecht zu erhalten. —

Unter andern sind auch die Oekonomie - Kommissionen bey dem Militair dem bürgerlichen Handwerker höchst nachtheilig. Eigentlich sind das gar keine Vorthelle für den Staat, wenn auf einer Seite etwas erspart, auf der andern hingegen ein großer Nachtheil veranlaßt wird. Das allgemeine Wohl erfordert, daß jeder Stand, so

so gut als möglich, bestehe, weil jeder das Seinige zum Ganzen beitragen soll und muß. —

Es ist übrigens noch ein großes unaufgelöstes Problem, ob es nemlich gut sey, die Anzahl der Meister in allen Handthierungen so übermäßig zu vermehren, und fast jeden Gesellen, der sich nur meldet, dazu aufzunehmen? Wenn z. B. in irgend einem Handwerk die Zahl von fünfzig Meistern binnen wenig Jahren auf hundert anwächst, und am Ende einer den andern selbst aufreibt und zum Bettler macht, (wie es in mehreren Künsten schon geschehen ist) so werden aus fünfzig wohlhabenden steuerbaren Kontribuenten hundert arme Wichte, deren keiner die bürgerlichen Abgaben bestreiten kann, und die am Ende alle dem Staate selbst zur Last fallen.

Frenlich wurden durch, die verbesserte Einfuhr all' jener ausländischen Waaren, die im Lande erzeugt werden können, den Bürgern neue Wege und Mittel zur Industrie und Beschäftigung eröffnet; aber man sollte auch die Fabriken, Manufakturen und den ganzen Nahrungsstand mit den zu Emporbringung ihrer Geschäfte nöthigen Kapitalien aus den öffentlichen Fonds unterstützen, welches bisher sehr sparsam geschehen ist, und, dem Vernehmen nach, künftig desto reichlicher geschehen wird, da man überzeugt worden, wieviel daran liegt.

Es war eine Zeit, da man den edlen scharfsichtigen Gorneß mit seinen patriotischen Vorschlägen zur Verbesserung der österreichischen Staatsökonomie, die damals unter dem Titel: Oesterreich über alles, wenn es nur

nur will! öffentlich erschienen sind, verlachte und verspottete. Wie kommt es, daß man nun erst, nach einem Zeitraum von beynabe vierzig Jahren, die Wahrheit dessen, was er damals schrieb, einsieht und zum Theil befolgt? War's nicht Er, der den Verbot alle' jener ausländischen Waaren, die innerhalb der k. k. Staaten erzeugt werden können, auf's nachdrücklichste anrieth? Hatte er nicht alle Hindernisse, die dem Flor des Staats im Wege standen, sorgfältig aufgesucht, berechnet, dargestellt, und die Mittel zu deren Begeräumung an die Hand gegeben?

Dieser Mann, dem sein Vaterland noch heute eine Ehrensäule setzen sollte, hat so innig, so tief und so wahr gefühlt, was Oesterreich werden könnte! Er hat im eigent-
lichsten Verstande nichts anderes ge-

schrieben , als Möglichkeiten und Unmöglichkeiten in Oesterreich ; hat aber auch vor allen Dingen darauf angetragen , keine Kosten zu scheuen , um das ausgesetzte Ziel erreichen zu können. Ich sage , keine Kosten zu scheuen ! Denn es liegt in der Natur der Dinge , daß man zuvor saen muß , wenn man erndten will.

Zwölftes Kapitel.

Allgemeines Spital, Findlingshaus, Verrückungsanstalt für Kindbetrüben, Narrenthurm, und Militairspital in Wien.

Lauter herrliche Institute, die den höchsten Namen ihres Stifters verewigen, und die größten landesväterlichen Wohlthaten sind. Das allgemeine Krankenhaus ist von einem so grossen Umfang, daß man leicht manche der kleinern h. R. Reichsstädte in seinen Bezirk hinein setzen könnte. Das neue Militairspital ist eines der größten Meisterstücke im Plan und der Ausführung.

Was ich hier dieser trefflichen und allgemeinen nützlichen Gebäude wegen erinnern will, sind Bemerkungen von

Sachkundigen , die vielleicht nicht ganz ohne Erheblichkeit sind.

Sie sagen nemlich , die *Maxime* zu simplifiziren sey nirgends weniger rathsam und thunlich , als bey Spitälern. Die übergrosse Sterblichkeit bey grossen Spitälern sey eine längst erwiesene Wahrheit ; die Manier , grosse Spitäler anzulegen , stamme von unsern Vorfahrern ab , von welcher die Neuern allenthalben abgegangen wären , weil die Schädlichkeit derselben aus dem Erfolg eingesehen worden wäre. Trotz aller Vorsicht könnten die gefährlichen Ausdünstungen von der übergrossen Menge der Kranken sich von einem Flügel desselben zum andern verbreiten , ihre Genesung erschweren , und das Hinsterben vermehren.

Auch der Lage dieses allgemeinen Krankenhauses versagen sie ihren Beifall. Da in Wien durch die meiste Zeit des Jahres der Westwind der herrschende ist, so ergiebt sich, daß die Ausdünstungen aus diesem Hause über die Josephstadt, die Vorstadt Mariahilf, die Wieden, die Landstrasse und zum Theil über die Stadt selbst sich ausbreiten, mittheilen und schädlich werden können. Sie wünschten in dieser Rücksicht, daß zum allgemeinen Krankenhaus lieber die Gegend an der Linie St. Marx gewählt worden seyn möchte.

Am allerwenigsten billigen sie, daß eine und die nemliche Gegend zu all diesen Gebäuden ausersehen worden, und bedauern, daß bei so unvergleichlichen Einrichtungen gewisse mögliche Vorfälle nicht immer zum Voraus berechnet werden, die nicht

selten den heilsamen Endzweck vereiteln, oder unmöglich machen.

Ich habe diese Einwürfe in der guten Absicht hier angeführt, damit sie von Männern, die der Sache gewachsen sind, geprüft, und, wenn sie ungegründet sind, widerlegt werden können.

Dreizehntes Kapitel.

Appendix zum Vorhergehenden.

Ueberhaupt mangelt es in Oesterreich nicht an Beispielen, daß auch zu Wohlthaten für das gemeine Wesen nicht immer der rechte Ort gewählt wird, und daß man öfters über die Thüre manches Hauses, das ein an sich nützlichcs Institut in sich faßt, das Wörtchen *mal placé* als Denkspruch anheften könnte.

So warh z. B. das ehemalige Kloster der Siebenbücherinnen zugleich zu einem Polizeyhaus, und zu einem freywilligen Arbeitshaus gemacht. Beide Anstalten waren freylich voneinander abgesondert; aber es war doch immer nur ein Haus, das größ-

ten

tentheils zum Aufenthalt der Civil-
Arrestanten, und beyher zum frey-
willigen Arbeitshaus gewidmet war.
Es hätte leicht zum voraus eingese-
hen werden können, daß ein ehrlicher
Armer, der auf seine bürgerliche Eh-
re hält, Anstand nehmen würde, in
einem Hause, das zur Gefangenschaft
der Polizeyverbrecher gewidmet ist,
zu arbeiten. Man hat einer ähnli-
chen Anstalt zu Berlin mit Recht den
gleichen Vorwurf gemacht, daß man
dasselbst den freywillig Arbeitenden in
jenem Hause einen Platz anwies, wo
die Bettler aufbewahrt wurden, und
hätte also in Wien den nemlichen Feh-
ler nicht begehen sollen. Die einla-
dende Uberschrift: Hier können Ar-
beitsuchende einen Verdienst finden!
war nicht hinreichend, das gegründete
Vorurtheil zu verschuchen. Wenn
man z. B. für jene Arme, die weder
Dach noch Fach haben, an einem Flüs-
gel

gel des Zuchthauses eine Tafel aufhängen würde, mit der Aufschrift: Hier werden Jene, die keine Wohnung haben, aufgenommen! ich zweifle, ob sich binnen Jahr und Tagen Einer finden würde, der von diesem Anerbieten Gebrauch machen wollte.

Man hat das Gewicht dieses Vorwurfs empfunden und eingesehen, und das freiwillige Arbeitshaus nunmehr in das ehemalige Dorotheerkloster verlegt, wo es sicher besser in Aufnahme kommen wird, als im Polizeyhaufe.

Was noch bey all' solchen gemeinnützigen Einrichtungen in Ansehung der Oekonomie vermieden werden sollte, ist dies: daß die Verpflegung der Kranken, der Armen und selbst der Gefangenen nicht mittelst öffentlicher Versteigerung jenem überlassen
werd

werden sollte, der sie um den geringsten Preis übernimmt. Daher rühren die so vielfältigen Klagen über die schlechte Kost der Kranken und Armen, denen durch Aufopferung einiger tausend Gulden jährlich gänzlich abgeholfen werden könnte. Jeder Pächter einer solchen Unternehmung will natürlicherweise nichts verlieren, sondern etwas gewinnen. Bewerkselligt er, von seiner ohnehin schmal zugeschnittenen Einnahme das letztere, so ist es klar, daß es die Armen und Kranken entgelten müssen, wodurch mithin der wesentlichste Theil der ganzen Anstalt vernichtet wird. Was hilft es den Kranken und Armen, in einem grossen Hause aufgenommen zu seyn, wo sie so schlechte Nahrung empfangen?

Vierzehntes Kapitel.

Armen - Institut.

Eine vortrefliche menschenfreundliche und wohlthätige Stiftung, die nun allgemach in den gesammten k. k. Erbstaaten eingeführt wird, und deren Gemeinnützigkeit man allenthalben verspürt.

Man nennt sie: die Vereinigung aus Liebe des Nächsten. Zum Fond derselben wurden alle Kassen der zahlreichen ehemaligen Bruderschaften, (die sämtlich aufgehoben wurden,) meistens aber jene Gelder, die zu solchen Andachtsübungen, Prozessionen, Gastereyen und Sülfsleistungen aus den Bruderschaftskassen gehörten, welche vermöge der neuen vorgeschriebenen gottesdienstlichen Übungen, oder

oder sonstigen allerhöchsten Vorschriften gemäß nicht mehr hätten geschehen oder geleistet werden dürfen. Es werden zu dessen Behuf theils Unterzeichnungen zu monatlichen oder vierteljährigen Beiträgen angenommen, theils geschehen Sammlungen in Büchsen. Die Armen in jedem Pfarrbezirke werden beschrieben, ihre Anzahl und die wahre Beschaffenheit ihrer Dürftigkeit erforscht, und ihnen die Unterstützungen, die sie verdienen, bestimmt. Man giebt ihnen ganze, dreyviertels, halbe und viertels Portionen, zu 3 — 6 — 4 und 2 Kreuzer für den Tag. Alle Wochen geschehen die Vertheilungen.

Alles gut und trefflich, besonders da diese heilsame Anstalt die vorzüglichste Gelegenheitsursache war, allen Schnitzschnaß der bestandenen Bruderschaften auf einmal aufzuheben. In-

deß

wohner des Staats zur dauernden Unterstützung desselben zu vermögen? Muß denn immer im schönsten Bilde ein Kleckß seyn?

Wenn übrigens diese wohlthätige Anstalt in ihrem Flor erhalten werden will, so muß man vorzüglich Bedacht nehmen, die Bettler nie wieder so überhand nehmen zu lassen, wie sie leider auf allen Strassen und in allen Häusern wieder anzutreffen sind. Auch wäre anzurathen, bei künftigen öffentlichen Ausweisungen über das Almosen, zum Publikum wegen fernerer Anseiferung zur Aufrechthaltung des Armeninstituts weniger schnackisch und vernünftiger zu sprechen, als jüngst H. Patrizius Jast that. Er sagte nemlich unter andern: „ Diese unglaubliche Sum-
 „ me (32205 fl. 52 1/2 kr.) welche
 „ gewiß höher ist, als daß sie jemand
 „ wür-

„ würde errathen haben , gleichwie
 „ sie Verwunderung erwecket , so
 „ muß sie auch jedem Herz und Ein-
 „ geweid mit der wärmsten Dank-
 „ barkeit gegen so wohlthuernde Men-
 „ schen durchdringen , welche ihrer
 „ nicht schonen , und sich selbst so
 „ beträchtlich beraubten u. u. „ —
 „ Wir sahen schon lange diese schöne
 „ Summe mit frohen Augen an u. u.
 — Warum nicht gar mit Lustern ?
 — Warlich weiland P. Jabelhanns
 hätte nicht schnurriger und alberner
 schreiben können , — — als der
 hochfürstl. Erzbischöfl. Cur- und Chor-
 meister ! ! !

Künfzehntes Hauptstück.

Gang der öffentlichen Geschäfte.

Nur weiß, wie der Monarch selbst vor seiner letzten Reise nach Italien, (im November 1783.) in einem den Chefs der Stellen zurückgelassenen Handschreiben, sich über den Gang der Geschäfte ausdrückt, und erklärt.

Zum Beweis der schrecklichen Langsamkeit will ich nur eine Thatsache anführen. Im Oktober 1783. ward in Angelegenheiten einer gemeinnützigen Manufaktur, die schon errichtet war, eine Bittschrift bey der Behörde eingereicht, woran dem Supplikanten äußerst viel gelegen war

war — und im May 1784 war sie noch nicht erledigt. Die Sache würde etwa noch bis diese Stunde liegen, hätte sich nicht Jemand gefunden, der sich ernstlich deswegen verwendet hätte — dann war sie aber auch in wenig Tagen geendigt, und der Wittsteller consolirt.

Allem Ansehen nach liegt die Verzögerung der öffentlichen und Privatangelegenheiten in dem bisher gewöhnlichen Stollenzug.

Ich behalte mir bevor, bei einer andern Gelegenheit die Geschichte eines Anbringens zu erzählen; sie ist höchst komisch und traurig zugleich.

Alle in Geschäften manipulirende Beamte arbeiten maschinenmäßig nach gewissen alten Formularen, und wenn

ein Fall vorkömmt, wozu ihnen die Vorschrift fehlt, so wissen sie sich nicht zu helfen, und weisen die Parthey meistens gänzlich ab.

Bei manchen Stellen scheinen auch zu wenig Beamte zu seyn. Im Jahr 1784 wurden beim Magistrat der Stadt Wien in Judicialsachen 32,007 und in politischen Vorfällen gegen 10,000 Anbringen eingereicht. Bei der K. D. Regierung beläuft sich die Anzahl der sammtlich eingereichten Anbringen in jedem Jahre ebenfalls über dreßsigtausend.

Diese so nöthige Stelle, (Regierung) hat seit einigen Jahren schon das dritte Gebäude beziehen müssen, und befindet sich gegenwärtig am allerunschicklichsten Plaze, nemlich im Hintertheil des ehemaligen

gen

gen Minoritenklosters, das in einem abgelegenen Winkel der Stadt steht, wo man es kaum finden kann. Das Haus selbst sammt allen darinn befindlichen so vielfältigen Departements hat so unendlich viele Gänge, Treppen und Winkel, daß es mehr einem Labyrinth als einem den öffentlichen Geschäften gewidmeten Hause gleicht, und die Parthenen, besonders jene vom Lande, können öfters ganze Stunden herum tappen, bis sie an den rechten Ort kommen, wo sie Auskunft oder Bescheide hohlen sollen. Kommen sie nicht von umgekehrt gerade zum rechten Mann, und fragen einen andern, so erhalten sie zur Antwort: das geht mich nichts an!

Dieses öde, weitschichtige, unregelmäßige mit unzähligen Schlupf-



winkeln versehene Haus hätte vielleicht auf andere Art besser genützt, und dadurch die noch mehrere Hemmung der ohnehin langsam gehenden Geschäfte wenigstens einigermaßen vermieden werden können.

Sechzehntes Kapitel.

Theaterwesen.

Um den Geist der Nation zu bilden, und ihren verderbten Geschmack zu reinigen, wendete man einst alles an, die Hannebüchsen Stücke von der Bühne zu verbannen, und die aufzulebenden Stücke von allen Fälschungen und allem Wust zu reinigen.

Aus Eifer für die gute Sache hat der Monarch, da die ehemalige Pachtung scheiterte, die erste Schaubühne seiner Residenz, selbst in Schutz genommen, und ihr eine eigene Direktion gegeben.

Was der unter dieser hohen Direktion manipulirende Ausschuss —

quia nomen & omen habet — mit den aufzuführenden Stücken und dem Publikum selbst von Zeit zu Zeit treibt, ist schon anderwärts vielfältig und wiederholt gesagt worden. Ich schweige also davon, und will vielmehr hier einen andern Gesichtspunkt aufstellen, der nicht minder bedenklich ist.

Ich behaupte nemlich, daß Geschmack und Sitten der Einwohner Wiens in so lange nicht gereinigt werden können, als man in den Vorstädten die albernen Possenspiele und Zoten aufzuführen erlaubt, und daß unter andern das Leopoldstädter Kasperltheater alles Gute wieder verderbt und niederreißt, was durch das gereinigte Nationalschauspiel in der Stadt bewirkt und ausgeführt werden will, denn der Kasperle in seiner Jacke ist nichts anderes, als der ehemalige

ma

malige Hannswurst — er hat nur den Kittel und den Namen geändert.

Nicht nur das gemeine Volk, sondern auch die bessern Einwohner Wiens, aus allen Ständen und Klassen, drängen sich so häufig zu diesem Frazenspiel, daß öfters mehr Leute weggehen müssen, als das Haus selbst faßt.

• Die albernsten, plumpesten und unsinnigsten Farcen werden daselbst, bei vollem Hause, zehn bis zwanzigmal wiederholt, indeß das geistreichste, regelmässigste, schönste Stück, mit den vortreflichsten Schauspielern besetzt, bei der dritten Vorstellung schon so wenig besucht wird, daß die Einnahme für den Autor öfters eher einem Almosen, als einer Belohnung ähnlich sieht.

Ulm

Um den überzeugendsten Beweis zu führen, daß das Leopoldstädter theater, nach seiner izzigen Gestalt und Verfassung, der wahre Antipode des guten Geschmacks, die unübersteiglichste Hinderniß an Verbreitung desselben und der guten Sitten ist, muß ich hier wörtlich das eigene Verständniß des dasigen Unternehmers anführen, für dessen Richtigkeit ich im strengsten rechtlichen Verstande haften. Er sagte nemlich, bei einer gewissen Gelegenheit: „Ich will kein
 „ gutes, kein vernünftiges Stück
 „ ich will und muß Dummheiten geben, NB. solche Dummheiten
 „ wodurch keine meiner Kundschaft
 „ beleidigt werden kann, folglich darf
 „ keine im Schwang gehende Thorheit,
 „ keine Unart, kein Laster an
 „ gegriffen werden.“

„ Zu mir kommen alle Bigotten,
 „ alle Dummköpfe, alle Heuchler,
 „ Gleisner, und alle Mißvergnügte
 „ über die neuern Anstalten. Die
 „ Stode Rosetten machen mir eine
 „ tägliche Einnahme von vierzig Gul-
 „ den. — Je mehr sie in der Stadt
 „ gute regelmäßige Stücke geben, je
 „ mehr darinn Thorheiten und Laster
 „ lächerlich und verächtlich gemacht
 „ werden, je häufiger ist der Zuspruch
 „ bey mir, je besser sind meine Ein-
 „ nahmen. Erst gestern z. B. wußte
 „ ich nicht, wo, trotz des schönen
 „ Wetters, (es war Sommer,) auf
 „ einmal so viel Leute zu einem mei-
 „ ner schlechtesten Stücke kamen, bis
 „ ich hörte, daß in der Stadt das
 „ angekündigte Stück abgeändert wor-
 „ den, und dafür die Abenteuer des
 „ Herzens gegeben werden sollten,
 „ worinn so sehr über den großen
 „ Auf-

„Aufwand der Kaufleute losgezogen
 „wird.“ 2c. 2c.

Schaudert über dieß Geständniß,
 ihr Männer, die über Geschmack und
 Sitten wachen sollten, und lernet
 einsehen, daß all' eure Bemühungen
 fruchtlos sind, so lange Kasperl Kas-
 perl bleibt.

Aus dieser Ursache sind die ehr-
 würdigen Pfarrer und Seelsorger so
 gute Freunde des Unternehmers, und
 so warme Kasperl: Protectores, denn
 eher wird man sie bey ihren Pfarr-
 kindern über das Nationaltheater als
 über das Leopoldstädter losziehen hö-
 ren. Deswegen findet man zu allen
 Zeiten Geistliche daselbst, von denen
 auch Zahraus, Jahrein, immer einer
 um den andern allda zu Tische sitzt,
 aus denen im Fall der Noth frenlich
 eher

eher ein Rasperl als ein Schröder,
ausgelesen werden könnte.

Was nützt eine gute Anstalt, wenn
man auf der andern Seite wieder et-
was erlaubt, was ihr schnurgerade
im Weg steht, und alle Absichten der-
selben unmöglich macht?

Hier sollte ich noch von dem Schen-
kel aller Schauspiele, der Geze reden.
Da aber schon so viel darüber, ohne
Erfolg, gesagt worden, weil sie Pacht-
trägt, so will ich schweigen.

Siebenzehntes Kapitel.

Wesentliche Zeitungsblätter in den
F. F. Erbländern.

Ausser der Brünnerzeitung haben wir in den gesammten österreichischen Erbstaaten kein einziges Zeitungsblatt, das dem forschenden vernünftigen Leser Genüge leistete, und alle Anstalten sind so getroffen, daß wir, will's Gott! in den nächsten zehn Jahren noch nichts besseres von dieser Seite erwarten dürfen.

Es kann sich Niemand einen Begriff von den unendlichen Skrupeln, Bedenkllichkeiten, Zweifeln und Hindernissen machen, die allen periodischen Blättern, die nur von weitem einer Zeitung gleich sehen, im Wege
ste

stehen, als wer mit der Manipulation der Zeitungs - Censur etwas näher bekannt ist. — Man weiß nicht, soll man darüber lachen oder fluchen.

Die Wienerzeitung hat das Unglück, von den Ausländern für eine Hofzeitung angesehen zu werden, da sie doch nichts weniger ist, als dies. Aus diesem Grunde wird sie in Ansehung der politischen Neuigkeiten äußerst streng behandelt, und zwar strenger, als sie behandelt werden dürfte, wenn sie gleich eine Hofzeitung wäre. Die Eigenthümer derselben bezahlen dormalen einen jährlichen Pachtschilling von 3760 fl. — Sie bezahlen diese Summe nicht für die wirklichen Zeitungs - Neuigkeiten, sondern wegen ihrer ansehnlichen Einnahme für die im Anhange stets befindlichen öffentlichen Nachrichten.

Alle Versuche, dem Publikum in Ansehung dieses Punktes etwas Besseres zu seiner Belehrung und Unterhaltung aufzutischen, sind fruchtlos. Das sogenannte Wienerblättchen, das eine Nachahmung des Journal de Paris war, mußte endlich wieder aufhören, weil der Zwang der politischen Schnürbrust ihm auch die unschuldigsten Nachrichten nicht erlaubte, wenn sie nicht gerade ein oder zweien Zeitungsorगे zuvor schon in der aus gleichem Zwang so magern und trocknen Wiener Zeitung standen.

Ist das Preßfreyheit? Erstreckt sie sich denn nicht auch auf die politische Censur, die von der litterarischen nur den Namen nach unterschieden ist?

Welcher Schriftsteller von Kopf kann sich aufbürden lassen, von politischen Nachrichten gerade dies und nichts

nichts anderes, noch dazu mit den nemlichen Worten, und sogar später in seine periodischen Blätter zu setzen, was in der Wienerzeitung oft so laudermösch (*) steht, daß man Mühe hat, einen Verstand heraus zu bringen? Heißt das nicht einem Menschen mit geraden Gliedern zumuthen; einem Hinkenden par Ordre nachzuhinken?

E 2 Acht

(*) Ich hoffe, daß man mir den Beweis erlassen wird, sonst bin ich bereit, zu den letzten Jahrgängen derselben einen faustdicken Kommentar zu liefern.

Achtzehntes Kapitel.

Dienstboten, Verschönerung Wiens, Holz-mangel und Theurung, nebst einigen andern Gegenständen durch-einander.

Man ist schon seit vielen Jahren überzeugt, daß fast die meisten Dienst-boten, beiderley Geschlechts, nichts taugen; warum wird kein förmliches Dienstbotenhaus oder Amt errichtet, wohin das Gesinde, wenn es ausser Dienst kömmt, mit dem Zeugniß seiner guten Aufführung sich begeben und auf-halten, von woher jeder Diensthalter aber dasselbe nehmen und empfangen muß? Würde eine solche Anstalt in einer so grossen Stadt, als Wien, nicht von dem größten Nutzen für deren Bewohner seyn? —

Man

Man spricht von einer Zeit zur andern von der Verschönerung Wiens, und kann doch, seit mehrern Jahren schon, nicht einmal ein Mittel als Aequivalent für den Ertrag der elenden Hütten, die den Platz der St. Stephanskirche umgeben und aufstellen, ausfindig machen?

Der Zufall selbst hat zu diesem Unternehmen mitwirken wollen, da die ehemalige Magdalenen Kapelle, die dem ganzen Entwurf sehr im Wege stand, so zu sagen à propos abgebrannt ist, und doch bleiben diese alten unförmlichen Baracken immer noch stehen. —

Daß durch Freylassung und Aufhebung der taxirten Preise mancher Lebensnothwendigkeiten nicht, wie man glaubte, Wohlfeilheit sondern vielmehr Theuerung bewirkt wird, haben

wir unter andern am Holz erfahren. Der Unterschied voriger und nachheriger Preise beträgt in einem Jahre für Wien allein einige hunderttausend Gulden. Wär' es nicht besser gewesen, die Sache beim Alten zu lassen? —

Auch mangeln noch so manche gemeinnützige Anstalten, die dem gemeinen Wesen grosse Vortheile gewähren würden. Was könnte nicht, z. B. eine Feuer-Versicherungskasse für das Landvolk Gutes bewirken? Wie viel Noth und Elend für das platte Land könnte vermieden werden, wenn die Flüsse durch vorsichtige Mittel mehr beschränkt, und besonders die Donau, mittelst erforderlicher Dämme, zu beiden Seiten, so wie mit dem Weichselstrom geschah, auszutreten und Uberschwemmungen anzurichten verhindert würde?

Lau-

Lauter pia desideria , dergleichen noch ein ganzes Register angeführt werden könnten.

Ihre Abstellung möglich zu machen , müßte man zuvor viele Unmöglichkeiten aus dem Wege räumen.

Nacherinnerung.

Das verehrungswürdige Publikum , welches den ersten Theil dieser Schrift mit einer für den Verfasser sehr schmeichelhaften Rücksicht und Güte aufgenommen , erhält hier nun den zweyten Theil derselben , der außerdem nicht ans Licht getreten seyn würde.

Der Verfasser hofft , daß auch bey dem Inhalt dieses Stükes seine gute Absicht nicht verkannt werden wird , welcher allein seine Freymüthigkeit zugeschrieben werden muß , mit der er die gewählten Gegenstände behandelte.

Zugleich findet er sich verpflichtet , zu erinnern : er sey in Ansehung des geschilderten öffentlichen Liedes. Ausrufs von der Behörde befehret

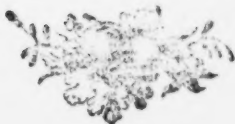
word:

worden: „ daß dieser ehemalige Unfug, wo:
„ durch mancher Einwohner unverdient beleis:
„ tigt und namentlich beschimpft werden kann:
„ te, nicht mehr existire, sondern abgestellt sey,“
weswegen er das Gesagte, in Rücksicht dieses
Punkts, willig und freudig hiedurch zurück
nimmt.

Ubrigens gesteht er sehr gerne, daß der
erste Theil der Möglichkeiten und Unmöglichkei:
ten in Oesterreich in München, (wie die dasige
Zeitung lebete,) keineswegs mit so günstigen
Augen angesehen worden, als in Wien, wel:
ches freylich von da, wo P. Frank sein Wesen
treibt, nicht anders zu vermuthen war. Im Ge:
gentheil würde er untröstlich seyn, wenn diese
Schrift daselbst jenen gefallen hätte, denen sie
nicht gefallen sollte.

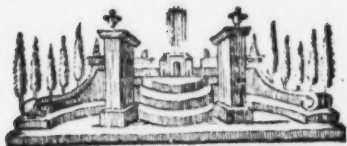
Be y l a g e
zu den
M ö g l i c h k e i t e n
u n d
U n m ö g l i c h k e i t e n
i n
O e s t e r r e i c h .

(Als eine Fortsetzung derselben.)



Leipzig, bey Joseph Stabel 1786.





Inhalt.

Abgedruckene Erklärung, wodurch
die aus der Münchner- in die Hanauer Frank-
furter- und Augspurger-Zeitung einverleibte
Nachricht: „ daß der erste Theil dieser Schrift
„ anzüglich Satiren gegen den Papst und viele
„ würdige Bischöffe enthalte; daß sie als strens
„ verderblich angesehen, und dem Verfasser
„ im Namen des Monarchen, von Obri-
„ gkeiten wegen ein scharfer Verweis, unter Ver-
„ drohung strenger Abndung, gegeben worden
„ sey, wenn er noch einmal so kühn zu schrei-
„ ben.

Inhalt.

„ben sich unterfangen würde“ widerlegt, und der Verbreiter dieser Nachricht als ein Verläumber dargestellt wird.

Neunzehntes Kapitel. Ursachen vieler Verbrechen. Beweis, daß man in Rücksicht der moralischen Krankheiten, bey ihrer Auroart, gleichsam eine Anat mie der Verbrechen zum Grunde legen sollte. Wenn die Veranlassung der Verbrechen genau beobachtet würde, so würden die Mittel erleichtert, ihnen für die Zukunft vorbeugen zu können. Die Ue Quelle derselben entferntigt aus den schädlichen Sitten und Gewohnheiten, nemlich 1) aus dem Hang zum Wohlleben. 2) Aus Fracht und Aufwand, und der Sucht, reicher zu scheinen, als man ist. 3) Aus dem Hang zum Spiel, zur Lotterie, und aus den bösen Gesellschaften. Erbeterung dieser Ursachen.

Zwanzigtes Kapitel. Von der Nothwendigkeit eines Kriminal-Depositumens. Das Verindgen der eingezogenen Verbrecher verliert sich fast immer, ohne daß die von ihnen Bestohlenen entschädigt, noch ihre Gläubiger befriedigt werden. — Mancherley Mißbräuche

Inhalt.

in Ansehung der Gefangenen im hiesigen sogenannten Gnadenstübchen. Wunsch für deren Abstellung.

Ein und zwanzigstes Kapitel. Puppillarpflege. Ist keinesweges in seiner Verfassung, in der sie seyn sollte, besonders in den Provinzen. Beweise darüber aus 'Thatfachen' worüber der Gerechtigkeit die Haut schauern sollte.

Zwey und zwanzigstes Kapitel. Predigerwesen. Warum ist noch bis jetzt kein festgegründetes System angenommen worden, damit in den gesammten k. k. Erbländern nach einerley Grundsätzen gelehrt und gepredigt werden möge? Von den zwey Hauptparteyen der hochwürdigen Geistlichkeit. Von jener, welche stets die Oberhand zu behalten trachtet. Von Racin's Kirchengeschichte, im Gegensatz jener des Abtes Berault. Von den Predigten des Piaristen, V. Wiscis, und jenen des verstorbenen Eriesuiten Tschupiks. Eine Probe, was die letztern für Muster sind.

Inhalt.

Drey und zwanzigstes Kapitel.
Preisauflage von tausend Dukaten. Bedenken wegen jenen drey Akademien, welche den Preis zuerkennen sollen.

Vier und zwanzigstes Kapitel.
Salante Frauen, öffentliche Mädchen, Ruppserinnen, Modetrankeiten. Es ist in Wien schon so weit gekommen, daß man fast gar an keine eheliche Treue noch weibliche Tugend mehr glaubt. Salante Frauen haben noch ein Laster mehr, als die öffentlichen Duzerinnen — die Heucheley. Von jenen Geschöpfen, die jedem Preis sind, und dem Skandal, das sie verursachen. Von den Ruppserinnen und Verführern der Unschuld. Von den Folgen dieses Schandlebens.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.
Besondere Gattung von Trag- und Kundschaftsamt, das in Wien fehlt. Von dem allgemeinen Nutzen, den es stiften würde, und wor durch eine Menge Menschen dem Müßiggange und dem Laster entzogen würde.

Inhalt.

Sechs und zwanzigstes Kapitel
Kinder gegen ihren Vater. Von der unehrer-
bietigen Art, womit die Kinder ihren Vätern
begegnen, und von den Ursachen, die die Väter
dazu geben, nebst mancherley weitem Be-
merkungen über diesen Gegenstand, und die
Wiener Erziehung überhaupt.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.
Brieg der Schriftsteller. Nichts verbindet sie
untereinander, und alles trägt bey, sie zu
entzweyen; es fehlt an einem Vereinigungs-
punkt. Das Publikum amüset sich mit ihren
Zänkereien, und sie selbst entehren sich dadurch.
Ein Nichts entzweyt sie, und ein Nichts schönt
sie wieder aus. Sie würden sich mehr schä-
gen und lieben, wenn sie mehr zusammen kämen.
Es ist ein böses Gewerbe, das Gewerbe ein-
ander zu lädern — hat Voileau gesagt, und
mit Recht.

Acht und zwanzigstes Kapitel.
Großes Vermögen. Das Gold vervielfältigt
sich bey den Reichen, und bleibt auf einem
Haufen liegen. Ein Geiziger ist bey allen
Trangsalen der Menschen unempfindlich. Er

Inhalt.

verwendet höchstens einen Theil seines Ueberflusses für den Schimmer seiner Palläste und für seine Bequemlichkeit, für seine Witbrüder, die Menschen aber — Nichts!



Abge:

Abgedrungene Erklärung.

Ein gewisser Herr, ein Freund der Mönche und aller römischgefühnten Bischöfe, der mithin die im ersten Theil dieser Schrift enthaltenen Wahrheiten nicht wohl verdauen konnte, war so gütig, von Wien aus nach München zu schreiben, und sich darüber sehr unartig zu formalisiren.

In Ansehung meiner hätte er ohne Bedenken davon sagen können, was ihm beliebte. Jeder Schriftsteller, der seine Arbeiten öffentlich bekannt macht, stellt sie eben so der öffentlichen Prüfung aus, als derjenige, der sie öffentlich tadelt, den Gesichtspunkt seiner Einsicht und Denkart auf-

stelle. Das kompetente Publikum vertritt die Stelle des Richters zwischen dem Autor und seinem Recensenten, und fällt den Ausspruch zum Besten dessen, der Vernunft und Wahrheit auf seiner Seite hat.

Ich bin so stolz, zu glauben, daß ich in Ansehung dieser Schrift, gegen diesen Tadler, die Mehrheit der Stimmen für mich habe, und würde folglich seiner hier mit keinem Wort erwähnen, wenn er nicht, um mich und meine Schrift herab zu setzen, eine offenbare Lüge in die Welt ausposaunt hätte, welche nicht sowohl mir, als vielmehr unserer heilsamen Pressfreiheit zu nahe tritt. Er schrieb nemlich: „ sie enthalte anzüglichliche Satyren gegen den Papst und viele würdige Bischöffe; sie sey als sie, tenverderblich anzusehen, unterdrückt, und mir, im Namen des

„ Mos

„ Monarchen , von Obrigkeit wegen
 „ der schärfste Verweis unter Bedro-
 „ hung strenger Abndung gegeben
 „ worden , wenn ich noch einmal so
 „ kühn schreiben würde. “

Diese Unwahrheit wurde am ersten
 der Münchner , sodann der Sannauer ,
 der Frankfurter , endlich der Augspur-
 ger , Zeitung , und vielleicht noch man-
 cher andern einverleibt.

Ich betheure hier , im Angesicht
 jener Obrigkeit , die mir den Verweis
 gegeben haben soll , daß an all’ die-
 sem bigotten Geschwäze kein wahres
 Wort ist. Im Gegentheil darf ich
 versichern , daß man eben dieser Schrift
 das Zeugniß gab : sie sey statlich ,
 und in der besten Absicht geschrieben ;
 daß man mich aufmunterte , sie fort-
 zusetzen , daß eben deswegen der zwei-

te Theil und nun auch diese Beilage zum Druck befördert worden.

Bedarf es mehr, um zu beweisen, daß der gewisse Herr, in Rücksicht dessen, was er wegen mir und meiner Schrift nach München schrieb, ein Kalumniant war? Er schäme sich, wenn er kann! —

3 — — — 3.

Neunzehntes Kapitel.

Ursachen vieler Verbrechen.

Um die Entstehung, Verbreitung und Wirkungen der physischen Krankheiten der Menschen näher bestimmen und von Grund aus kennen zu lernen, ward die Zergliederung der Körper eingeführt; wäre es nicht ebenso heilsam, in Rücksicht der moralischen Krankheiten gleichsam eine Anatomie der Verbrechen bey ihrer Naturart zum Grund zu legen?

Ben jeder Gerichtsstelle, wo über Civil- und Kriminalverbrechen Urtheile gefällt werden, sollten Jahr aus Jahr ein von einem mit ächter Philosophie ausgerüstetem Rath alle und jede Veranlassungen der Vergehungen und Uebelthaten gesammelt, und das
von

von dem Regenten eine getreue Anzeige, mit einem gründlichen Gutachten, wie diesen Ursachen in Zukunft vorgebeugt werden könnte, erstattet werden.

Die körperlichen Aerzte öfnen nach dem Tode die Leichname derer, denen sie nicht helfen konnten, um wenigstens die vorzüglichste Ursache aufzuspihren, warum der Kranke sterben mußte, und um künftigen Patienten desto wirksamer dienen zu können. Die Gerichtsstellen hingegen, welche im eigentlichen Verstande moralische Aerzte seyn sollten, kümmern sich wenig um die Veranlassung und Entstehung der Verbrechen; sie bestimmen nur deren Art und Grösse, um verhältnißmäßig schärfer oder gelinder strafen zu können. Sehr selten wird daran gedacht, das Uebel in seiner Quelle

Quelle zu verstopfen, oder gar zu vertilgen.

Ein Platz, wie Wien, wo die Masse der Übelthäter eben so groß ist, als der Zusammenfluß der Menschen überhaupt, müßte von Zeit zu Zeit die allerwichtigsten Entdeckungen in diesem Fache gewähren, wenn man sie machen wollte.

Man würde vor allen Dingen finden, daß die Urquelle der meisten Vergehungen aus den schädlichen Sitten und Gewohnheiten entspringt, und daß so manche Sündthat unterblieben wäre, wenn man durch dienliche Anstalten die eingewurzelten sittlichen Übel ausgerottet, oder verbessert hätte.

Der Ursprung derselben läßt sich vielleicht aus folgenden Ursachen bestimmen.

1. Aus dem Gang zum Wohlleben. Ich verstehe darunter Prassen und Schwelgen, welches von den Eltern auf die Kinder und von diesen auf die Enkel fortgepflanzt wird. Bekanntermassen besteht das Summum bonum der eigentlichen Wiener im Essen und Trinken. Sie können sich keine Fröhlichkeit, kein Vergnügen, keine Glückseligkeit denken, wenn sie nicht mit einer tüchtigen Mahlzeit begleitet ist. Mit dem Nothdürftigen begnügen sie sich nicht; es muß Ueberfluß an Speisen und Getränken vorhanden seyn. Nicht das wohlfeilste, was die Jahreszeit liefert, sondern das theuerste, das seltenste schmeckt ihn n nur, und zwar gerade deswegen, weil es theuer und rar ist.

Es

Es ist mithin natürlich, daß auf diese Rubrik mehr verwendet wird, als Vermögen und Einkünfte erlauben, und daß Menschen, deren Abgott der Bauch ist, zu mancherley Kunstgriffen und schändlichen Mitteln schreiten, um ihn immer nach Gewohnheit füllen und mästen zu können. Man sagt wenigstens einstimmig von einem erst jüngst hingerichteten Verbrecher, daß die hauptsächlichste Triebfeder seiner Uebelthaten in seinem Banste lag.

Ich weiß wohl, daß es unmöglich und unthunlich ist, den Tisch oder den Magen der Menschen zu kontrolliren, aber dennoch könnten ernst gemessene obrigkeitliche Warnungen gegen alle Arten von Schwelgereyen nicht schaden, und zum mindesten dies veranlassen, daß mancher aus der Ursache zu prassen sich scheuen würde,

B

um

um nicht den Verdacht zu erregen, daß er mehr verfreße und verkaufe, als sein ganzes Einkommen beträgt.

II. Aus Pracht und Aufwand, und der Sucht, reicher zu scheinen, als man ist. Keiner will eine kleinere Figur machen, als der andere. Die Frau eines Beamten will sich von der Frau eines Wechslers in ihrem Putz nicht übertreffen lassen; der Sekretär und Konzipist will, des Vorurtheils wegen, nicht für unbemittelter und geringer angesehen werden, als der unter ihm stehende Windbeutel von einem Accessisten; diese Eltern wollen ihre Kinder nicht schlechter einhergehen lassen, als jene die andern; so sucht es eines dem andern entweder gleich oder zuvor zu thun, so werden also die Oekonomien der Familien zerrüttet, und endlich Bankrute in Menge veranlaßt.

Der

Der verderbliche Aufwand beschränkt sich nicht nur auf Kleidungen und galante Tändeleien, sondern erstreckt sich auch auf die Einrichtung der Wohnungen. Tischler, Tapezierer, Maler, Vergolder, Bildhauer, Drechsler müssen sich Monate lang beschäftigen, etliche Zimmer einzurichten, die vielleicht selten zu etwas anderem gebraucht werden, als darinn auf und ab zu gehen, oder — zu spielen. Große kostbare Spiegel werden auf allen Wänden und Oefen in allen Ecken angebracht. Hier zu rechne man die große Menge von Silbergeschirr, und man wird einsehen, woher der Mangel an geschlagenem Gelde entspringt, da man die Summen, gegen ihre Bestimmung in Mobilien verwandelt. So werden von Zeit zu Zeit in Wien große Reichthümer zu einer sterilen Masse, weil sie nicht mehr im Umlauf ist, und

eben so wenig mehr nützt, als wenn sie in der Erde verborgen geblieben wäre.

In Ansehung der Kleider ist die Uppigkeit bey beiden Geschlechtern auf den höchsten Grad gestiegen. Bey ihrer Anschaffung wird nicht auf die Nothdurft, sondern auf die Kostbarkeit Rücksicht genommen.

Alle Wochen entsteht eine neue Form in dem Bau der weiblichen Kopfzeuge. Alle vierzehn Tage sind neue Seidenzeuge oder zum wenigsten Bänder in der Mode. Der Aufwand für die Moden übersteigt heut zu Tage den Aufwand für den Tisch und die Equipagen. Der unglückliche Ehemann kann es nie berechnen, bis zu welcher Summe diese täglich verändernden Fantasien jährlich hinauf steigen. Am Ende fehlen ihm die

Hülfs,

Hülfsmittel, diesen unerwarteten Kaprizen Genüge zu leisten. Liebt er seine Gattinn, und will er nicht, daß sich ein Wollüstling unter dem Namen eines Hausfreundes ins Mittel schlagen, und sie gegen bekannte Bedingungen, mit den theuren Kleinigkeiten des Puhes versehen will; so steht er nun an jenem gefährlichen Scheidewege, wo er entweder sich plötzlich seinem Verderben überlassen, oder, um es länger treiben zu können, durch ein Verbrechen sich helfen muß. *)

B 3

Klei-

*) Ich kann hier umöglich eine neue Art von Sittenverderbniß, die sich jetzt ins Publikum einschleicht, mit Stillschweigen übergehen. Man läßt nämlich alle 14 Tage die unter dem Titel Journal des modes in Paris erscheinende Schrift kommen, man setzt sich zusammen, und vergleicht die neu erschienenen Ausfertige, man steht wenige Tage darauf deutsche Damen in Pariser Moden erscheinen, und allmählich verbreitet sich die allerliebste Mode durch alle weibliche Seelen unsrer Stadt.

um

Kleidungsgefesse kennt man gar nicht in Wien. Der Taugenichts kann sich wie ein Kavalier, der Kanzlist oder Praktikant wie sein Präsident, die feilste Meze wie eine Dame kleiden, und die Obrigkeit wird kein Wort dazu sagen. Ein Privatmann kann mit dem zügellosesten Luxus schimmern, man fragt nicht, woher er's hat, selbst dann nicht, wenn man weiß, oder wenigstens wissen kann, daß ihm die Einkünfte dazu mangeln.

Kerls,

um 14 Tage darauf von einer neuen Verdrungen zu werden. Sonderbar ist, daß diese neuen Moden sich nicht allein auf den körperlichen Tug, sondern auch auf die Weiblichkeit, auf Spiegel, Sopha's, Bettstätte, Uhren u. dgl. erstrecken. Wehe uns allen, wenn die erfindungsreichen Pariser sich einfallen lassen, alle 14 Tage ihre Häuser nach einer neuen Mode zu bauen, unsere Schönen würden alldenn unmöglich in einem Hause wohnen können, welches nicht à la Cardinal sur la paille, oder wie die neueste Mode heißt, erbaut wäre.

Anmerkung des Seg:rs.

Kerls, die in der Folge zur öffentlichen Arbeit verdammt wurden, nebst vielen andern, die ein ähnliches Schicksal verdient hätten, aber glücklicherweise leidlicher davon gekommen sind, haben zu ihrer Zeit einen so frapanten Aufwand gemacht, daß jedermann an den Fingern abzählen konnte, daß dies alles, ohne Schurkerei, unmöglich bestritten werden könne. Und doch ließ man sie ihr Spiel fortführen, bis die Kriminalobrigkeit Halt machen, und den endlich entlarvten Betrüger beim Kopf nehmen mußte.

Hätte man ein wenig früher vigiliert, so würden gutherzige Bürger vor einem ansehnlichen Verlust, und solche Menschen vielleicht durch eine kleine gerichtliche Korrektion vor der öffentlichen Schande bewahrt worden seyn.

Vergleichen Subjekte giebt es in Wien von Zeit zu Zeit, in nicht geringer Anzahl, und es wäre mithin, in allem Ernst, zu wünschen, daß die Obrigkeit, welche im eigentlichen Verstande, über all' und jede Einwohner in ihrem Bezirk, die Obervormundschaft hat, und im Durchschnitt immer von dem Vermögensstand derselben überhaupt unterrichtet seyn kann, bey jenen, die einen übertriebenen öffentlichen Aufwand machen, die Möglichkeiten und Unmöglichkeiten davon zu berechnen sich angelegen seyn ließe, um so manchen daraus am Ende unfehlbar entstehenden Verbrechen vorzubeugen.

III Aus dem Gang zum Spiel, zur Lotterie, und aus den bösen Gesellschaften Was diese drey schändliche Dinge für Unheil in der Gesellschaft anrichten können, ist so allgemein bekannt,

kann, daß es überflüssig wäre, sie
 hier näher zu zergliedern. Aber auch
 den allen dreien fällt auf die Obri-
 keit mancher geründete Vorwurf zu-
 rück. Wenn auch wirklich die Pri-
 vat-Hazardspiele strenge verboten sind;
 so ist es doch unmöglich, den Unter-
 gang so mancher Familien zu verhüten,
 so lange die Lotterie diese teuflische Lock-
 speise privilegiert ist. Man sollte sie,
 ohne weiteres, eben so wohl aus dem
 Lande verbannen, als jene Menschen
 von den zügellosesten Sitten, wovon
 es in Wien gleichsam streht.

Zwanzigstes Kapitel.

Von der Nothwendigkeit eines Kriminal-Depositensamts.

Das Vermögen der eingezogenen Verbrecher verliert sich fast immer, ohne daß die von ihnen Bestohlenen entschädigt, noch ihre Gläubiger befriedigt werden.

In Civilprozessen werden die stützigen Summen im allgemeinen Depositensamt aufbewahrt; warum geschieht nicht ein gleiches in Kriminalprozessen? Warum kommt und bleibt öfters ein beträchtliches Vermögen der Verbrecher in den Händen solcher Personen, die, ihrer Ehrlichkeit unbeschadet, vielleicht nirgends für 25 fl. Kredit haben? Weher kommt es, daß öfters ein Mißethäter seine ganze Strafe

Strafzeit überstanden hat, ohne daß die Abhandlung seines eingezogenen Vermögens in dieser langen Zeit beendigt worden? Warlich, dieser Gegenstand verdiente mehr Aufmerksamkeit! —

Auch in Ansehung der Gefangenen, z. B. der Bildpretschützen, Tabackschwärzer 2c. und anderer, die im sogenannten Gnadenstockhaus ihre Strafzeit überstehen müssen, herrschen mancherley Mißbräuche, die eine Abänderung verdienen.

Ihr Unterhalt ist täglich 4 kr. Man läßt ihnen daselbst kein schwarzes Brod zu ihrer Nahrung zukommen, weil das weisse Brod von einem Becker dahin geliefert wird, der von jedem Gulden ein paar Groschen fahren läßt.

Der

Der Wein ist den Arrestanten auf das schärfste untersagt ; aber Bier können sie haben, soviel sie wollen, weil es daselbst ausgeschenkt wird.

Unter dem Vorwand, daß sie büßen und ihre Bestrafung fühlen sollen, wird den Verwandten der Gefangenen nicht erlaubt, ihnen Speisen zu bringen ; aber ihnen Geld zu geben, wird gestattet, und dafür können sie aus der Küche des Hauses haben, was ihnen beliebt.

Während der Inquisition wird diesen Menschen alles genommen ; beim Austritt aus ihrem Gefängniß aber muß jeder 3 fl. 48 kr. Arrestgeld erlegen. Wer diese nicht aufbringen kann, und etwa noch einen guten Hock übrig hat, dem wird er zurück behalten.

Diese

Diese Thatfachen aus diesem einzigen Haus bestätigen die Vermuthung, daß auch in den übrigen Gefängnissen Mißbräuche in Menge anzutreffen seyn müssen, die einer Untersuchung und Abstellung allerdings würdig wären.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Pupillarypfege.

Wenn diese in jener Verfassung wäre, in der sie seyn sollte, besonders in den Provinzen; wie wäre es möglich, daß zehn, zwölf, und fünfzigjährige Prozesse, die zum Theil noch nicht entschieden sind, und allem Ansehen nach, noch länger dauern werden, über erwiesene Verkürzungen und offenbare Pflichtenverletzung hätten entstehen können?

Es sind nicht Hirngespinnste, es sind Fakta, von denen ich hier spreche.

Es sind doch zur Stunde Männer in Ansehen und Würde, die in einer Person Abhandlungs-, Instanz-, Obergerhaben-, Gerhaben und Testaments-Exekutores waren, und keine dieser
Oblies

Obliegenheiten beobachteten, sondern alle vernachlässigten; Männer, die mit dem Vermögen der Minderjährigen nach Gurdünken schalteten und walteten, es der Versplitterung Preis gegeben, und Unermüdigkeiten zwischen den Erbs. Interessenten angefaßt haben, um desto besser im Trüben fischen zu können; die eigenmächtig, vorhanden gewesene Testamente, ohne alle Kundmachung, gernichtet, und dafür andere von ihnen selbst gemachte, von den Erblassern nicht einmgl. untersfertigte Codicille hervorgebracht und geltend gemacht haben; gegen welche nicht etwa eine, sondern viele Parthenen laute Klagen erhoben und gleiche Beschwerden bey den Behörden angebracht haben, und dennoch durch ihre Kunstgriffe, Ränke und Kabalen der lieben Gerechtigkeit die Hände so zu binden wußten, daß sie noch igt ungestraft mit stolzer Mine
ein:

einher gehen, noch immer ansehnliche und solche Aemter bekleiden, welche mit ganz andern Männern besetzt seyn sollten.

Wenn die Bewohner des Staats selbst von jenen, die ihnen zu Richtern gesetzt worden, an dem Ihrigen verkrüzt werden, und nach so langen Jahren nicht einmal Entschädigung oder Genugthuung erhalten können; so kann sowohl die Justiz, als Puppelarypflege unmöglich in jener Verfassung sich befinden, die sie haben sollte; so wäre allerdings eine gänzliche Umschmelzung derselben und ein auffallendes Beispiel der Strenge gegen die Schuldigen, höchstnöthig. Offenbare Ungerechtigkeiten soll man nicht nähren, sondern austrotten, oder, wenn man ja die Ubertreter ihrer Pflichten nicht nach Gebühr bestrafen will, die Leidenden ex officio schadlos halten.

Zwey

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Predigerwesen.

Man weiß, welchen Eindruck die Kanzelreden auf die Gemüther der Menschen verursachen; warum hat man nicht längst getrachtet, in Ansehung derselben ein festgegründetes System anzunehmen, damit in den gesammten k. k. Erbstaaten nach einerley Grundsätzen gelehrt und gepredigt werden möge?

Die hochwürdige Geistlichkeit, theilt sich, bekanntermassen in zwei Hauptparthenen und Faktionen, nemlich in jene der Molinisten und Jansenisten, d. i. der Exjesuiten und ihrer Gegner.

Von jeher haben die Anhänger des Molina die Oberhand zu erhalten getrachtet. Von jeher waren sie bedacht, nur das, was von ihnen kommt, zu erheben, nur jene Lehre, die von ihnen stammt, zu verbreiten. Noch zur Stunde haben wir Beispiele davon.

Deswegen haben sie, als in Wien eine Uebersetzung von Racin's Kirchengeschichte erschien, sogleich eine Uebersetzung der Kirchengeschichte des Abtes Berrault veranstaltet. Deswegen suchen sie die Predigten des Piaristen Wiesers allenthalben, wo sie Zutritt haben — und wo haben sie ihn nicht? — abzuwürdigen, und ihre Verbreitung zu verhindern, dagegen aber die Predigten des verstorbenen Jesuiten und gewesenen Hofpredigers Tschurik zu empfehlen. Sie haben diese überall als die vortreflichsten Muster dergestalt

stalt ausgesaunt, daß fast alle Seelsorger in den Städten und auf dem Lande sich solche angeschafft haben, um nach dessen Weise und Vorschrift eben, falls zu predigen. Sie werden sogar, wie uns eine öffentliche Zeitungs Ankündigung belehrte, ins Illyrische übersetzt.

Zur Probe, welch ein Muster sie sind, lese man in der 2ten Abtheilung des sechsten Theils, S. 382. was er von der Fürbitte Mariens sagt:

„ Giebt es wohl eine Gegend in
 „ der Christenwelt, giebt es ein Reich,
 „ eine Provinz, eine Stadt, eine
 „ Familie, einen Privatmann, sey er
 „ ein Gerechter oder ein Sünder, der
 „ die guthätige Wirkung ihres mächtigen
 „ tigen Schutzes nicht erfahren hätte?

„ Wer kann sie mir her erzählen,
 „ jene so viele Kranke, denen sie
 „ die Gesundheit zurückgestellt: (auf
 „ was Art?) so viele Unglückliche,
 „ die sie in ihrer Wehmuth gestärket
 „ und getröstet: (wodurch?) so viele
 „ Familien, die sie aus der Armuth
 „ gerissen hat: (womit? ist sie Schaz,
 „ meisterinn der irdischen Güter?)

„ Wer kann sie uns her erzählen,
 „ die ansteckenden Seuchen, die sie in
 „ ihrem Lauf aufgehalten hat: (durch
 „ welches Arzneymittel?) die so vie-
 „ len Strafgeißeln des Himmels, die
 „ sie zurück gehalten: (durch welche
 „ Macht?) die schreckbaren Kriegs-
 „ heere, die die bloße Anrufung des
 „ mächtigen Namens Maria zerstreut
 „ et, geschlagen und gedemüthiget
 „ hat? 26. 26.

Entweder haben die Oesterreicher, wenn sie geschlagen wurden, den Namen Maria anzurufen vergessen, oder, wenn sie gesiegt haben, es nur allein Ihr, nicht aber den klugen Anstalten ihrer Heerführer zu danken gehabt.

- Nach dieser Predigt zu urtheilen, würde man die Truppen und Besatzungen in den Gränzfestungen ersparen können, wenn man die sogenannten Gnadenbilder dorthin versetzte.

Und solche Predigten macht man noch im Jahr 1786., wo man den Aberglauben zu vertilgen so eifrig bemüht ist, als Muster bekannt, woraus die Volksslehrer lernen und Unterricht für sich und ihre Gemeinden schöpfen sollen!!!

Wie ist es möglich, daß aus dem
Predigermwesen etwas Gutes entstehen
kann, wenn den Seelsörjern nicht
bessere Vorschriften gegeben werden?

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Preisauflage von tausend Dukaten.

Vor einiger Zeit ward die Ankündigung einer Preisauflage von 1000 Dukaten bekannt gemacht, deren Gegenstand ist, die Rechtsstreite zu vermindern, ohne die menschliche Freyheit einzuschränken, und zwar durch Erfindung von Formeln für alle möglichen Gattungen schriftlicher Aufsätze, die auf alle mögliche Individualfälle dergestalt passen, daß kein Zweifel, kein Wortstreit deshalb möglich sey. "

Ich erkenne das Heilsame dieser menschenfreundlichen Absicht in seiner ganzen Grösse, und finde, (da diese

Aufgabe unfehlbar zum Besten unseres Vaterlandes gegeben worden,) nur darinn ein Bedenken, daß die Preisschriften von zwey ausländischen (nämlich einer englischen und französischen) und nur einer der deutschen Akademien beurtheilt werden sollen.

Die Verfassung Englands ist von jener Frankreichs, beide sind aber von der Verfassung Deutschlands so sehr unterschieden, daß, nach meiner Meinung, da die ausländischen Akademien die Mehrheit der Stimmen haben: gerade jene Schrift den Preis erhalten kann, die unserer Verfassung am wenigsten, der ausländischen aber am meisten angemessen ist, daß es mithin kaum möglich seyn dürfte, das ausgesteckte Ziel zu erreichen.

Sollten nicht drey Akademien
Deutschlands die deutsche Sache rich-
tiger entscheiden können?

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Galante Frauen, öffentliche Mädchen, Kupplerinnen, Modestrantheiten.

Wenn die Ausschweifungen so öffentlich, wie heut zu Tage in den Schwung kommen, und so ganz ohne Scheu getrieben werden; so darf man allerdings wünschen, daß ihnen, so viel möglich, Einhalt geschehe.

Es ist, wie ich schon im ersten Stücke im Vorbengehen bemerkt habe, nunmehr in Wien dahin gekommen, daß man fast gar an keine eheliche Treue noch weibliche Tugend mehr glaubt.

Die

Die meisten Frauen wenden so zu sagen ihr ganzes Daseyn nur dazu an, um Verehrer und Liebhaber in Menge an sich zu locken, und sie um Haab und Gut zu bringen. Sie besitzen keine Tugend, ohne deswegen gerade das Laster an ihrer Stirne zu tragen. Sie nehmen kein Geld, aber Kostbarkeiten an, weil diese mit einem Schein des Anstandes begleitet sind. Unter dem betrügerischen Anstrich der Schüchternheit und der Liebe richten sie entsetzliche Uebel unter dem Männergeschlecht an, und haben ein Laster mehr, als die Buhlerinnen vom Handwerk, die Geucheleys.

Bald gefällt ihnen dieser oder jener Stof zu einem Kleid außerordentlich; bald haben sie im Spiel verlohren; bald beklagen sie sich heimlich, daß sie zu Grund gerichtet sind, und bekommen so lange die

die Migräne, biß man ihnen unter der Hand vorschleicht, was sie gerne haben möchten.

Außer diesen giebt es vielleicht dormalen zehn bis zwölftausend Geschöpfe, die jedem preis sind, und etwa vier bis fünftausend, die, weniger frech, förmlich unterhalten werden, und von Zeit zu Zeit in andere Hände kommen.

Die große Zahl der öffentlichen Buhlerinnen, welche die Unordnung der Leidenschaften nur zu sehr begünstigt, hat die jungen Männer in Wien zu einem frechen Ton gewöhnt, den sie in die ehrbarsten Häuser kringen.

Das ärgerliche Skandal wird äußerst weit getrieben. Die Verachtung der Sitten, die Verläugnung der Schaamhaftigkeit ist allzudeutlich; das Ver-

Verderbniß im niedrigsten Stande der Bürger, so, wie im erstern, hat beinahe keine Stufe mehr vor sich.

Man durchgehe gegen Abend die Plätze und Strassen der Stadt, und man wird es kaum glauben, was man doch mit eigenen Augen sieht.

Am allerverwerflichsten aber ist die grosse Menge der Weiber oder ausgeborrter Buhlschwestern, die ein Handwerk daraus machen, arme junge unschuldige Mädchen dem Laster zuzuführen.

Sogar Mütter handeln mit ihren Töchtern, und bieten sie jedem Wollüstling an! —

Die Folgen von diesem Schandleben sind dafür auch so allgemein, daß der grösste Theil der Einwohner vergiftet.

gistet und verpestet ist, und daß es
bennähe heut zu Tage keine andern
Krankheiten mehr giebt, als Sieber
und Sc — — n.

Ganze Geschlechter der Zukunft
werden dadurch vertilgt, und am En-
de wird ganz Wien zu einem allge-
meinen Spital werden, um das man
einen Kordon ziehen muß, wenn nicht
die kräftigsten und wirksamsten Anstalts-
ten getroffen werden, dieser Sitten-
verderbniß und den daraus entstehenden
Uibeln Einhalt zu thun! Gott
gebe, daß es geschehe, weil es noch
Zeit ist, damit die Wirkung der Ge-
genmittel noch möglich werde.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Besondere Gattung von Frag- und Rundschastsamt, das in Wien fehlt.

Es giebt in Wien geschickte Köpfe und Hände zu Tausenden, die, trotz ihrer Fähigkeit öfters in vielen Monaten zu keiner Beschäftigung gelangen können, indeß mancher Einwohner sich vergebens nach einem Menschen erkundigt, der im Stande seyn möchte, dieses oder jenes Geschäft, diese oder jene Arbeit zu übernehmen.

Diese wechselseitigen Unmöglichkeit^{en} möglich zu machen, würde eine besonders dazu gewidmete Gattung von Frag- und Rundschastsamt von unendlichem Nutzen seyn, in welchem sich jeder Mensch, der arbeiten will, es sey in einem Fache, in welchem es wolle, mit seinem Alter, seiner Wohnung und seinen Talenten angäbe.

Von

Von einer andern Seite müßte eine gleiche Registratur alle mögliche Anfragen annehmen. Dann machten einsichtsvolle Männer die Vergleichung, hielten Anfragen und die Personen gegeneinander.

Ist es nicht das, was man Zufall nennt, der eine Menge geschäftloser Leute in Platz gebracht, ihnen einen Beruf gegeben hat? Warum nicht diesen Zufall beschleunigen, warum ihn nicht in einer Stadt befördern wollen, in welcher eine Menge Bedürfnisse und so viele Leute sind, die für andre zu arbeiten suchen? Wenige Reiche, die nicht einen Armen nöthig haben; wenige Arme, die nicht eines Reichen bedürfen! Alles beruht darauf, sie zusammen stoßen zu lassen. Wie! da ein Mann, der Arme und Talente hat, und es sollte in der Welt kein Platz für ihn seyn?

Die

Die kleinen öffentlichen Anzeigen sind in diesem Betracht unzureichend. Es geschieht durch einen besondern Schuß des Zeitungsschreibers, daß die Frage dieses, oder jenes Unglücklichen bekannt gemacht wird. Immer dem Auge offenliegende Registraturen, die jeder zu jeder Stunde zu Rathe ziehen könnte, Kommiss, die gewisse Aehnlichkeiten auffassen könnten, ein in diesem Theile der Administration sich auszeichnendes Wohlwollen, würde dieses Geschlecht der Müßiggänger verschwinden, oder ihnen keine Entschuldigung vor sich lassen.

Und wer weiß, ob man diesen Plan nicht bis auf die Ehen ausdehnen könnte? Wenn man es bedenkt, daß ein bloßer Zufall, bald ein anständiges Glück, bald ein glückliches Band allein bestimmt hat, so kann man der Unerfahrenheit und Verblendung nicht

zu sehr bestehen; denn wir gehen alle Einer an des Andern Seite vorbey, ohne uns zu kennen. Wer wird uns entgegen kommen, wer uns über die Verhältnisse unsrer Lage aufklären? Der Mann, der am meisten den Namen des Wohlthätigen verdient, ist nicht der Mann, der Gold giebt; das Gold verzehrt sich; aber derjenige, welcher der Unthätigkeit zuvor kommt, deren Nachtheil dieser ist, daß sie bald alle Fähigkeiten des Menschen tödtet und erstickt, ist der wahre Wohlthäter der Menschheit.

In wenig Jahren würden sich die guten und heilsamen Wirkungen eines solchen Trag- und Rundschaftsamtes zeigen. Man würde dem Müßiggange und dem Laster eine Menge Menschen entreißen. Kein Talent würde unbrauchbar bleiben, vom Genie bis zum Einfaltspinsel — den man im Grunde noch leichter unterbringen könnte, als einen witzigen Kopf.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Kinder gegen ihren Vater.

Nichts ist einem Ausländer so anstößig, als die leichtsinnige, unehrerbietige Art, mit welcher ein Sohn hier zu seinem Vater spricht. Er zieht ihn auf, spottet seiner und erlaubt sich unanständige Reden über das Alter des Urhebers seiner Tage, und der Vater hat die verdächtige Gefälligkeit, zuerst darüber zu lachen. Die Großmutter winkt den vermeinten Artigkeiten ihres Enkels Beifall zu.

Man weiß den Vater in seinem eigenen Hause nicht zu erkennen; man sucht ihn, und er sitzt in einer Ecke und schwatzt mit der geringsten und bescheidensten Person in der ganzen

Gesellschaft. So bald er den Mund öfnet, so widerspricht ihm sein Eidam, seine Kinder sagen es ihm ins Gesicht, daß er nicht bey Sinnen sey, und der gute Alte, der sich gerne zuweilen erzürnen möchte, wagt es nicht vor seiner Frau. Sie scheint die Grobheiten ihrer Kinder gut zu heiffen.

Ein Vater nennt seinen Sohn Zerr, heist ihn nicht Du, und der Bürgermann hat die Schwachheit, dem großen Herrn in diesem Punkte nachzuahmen. Dieser sonderbare klägliche Mißbrauch stammt von dem Herkommen zu Wien ab; es hat den Männern alles genommen, was ihnen das römische Recht zueignete. Die Frauen sind nach dem Gesetze beynahe Gebieterinnen geworden. Die Quelle alles Uebels liegt also, wenn man es nur beherzigen will, in unsern bürgerlichen Gesetzen, und in

unserm Herkommen, das den Frauen
zu vieles zugestehet.

Es heirathe ein Mann, und er ver-
liere seine Frau, so ist er auch ver-
loren. Die Kinder werden das Ver-
mögen der Mutter fordern, ihren Va-
ter vor Gericht belangen, und ihn
bis an den Bettelstab bringen. Die
Gesetze rechtfertigen die verabscheu-
un swürdigen Klagen der Kinder, und
kein Mensch findet diese Verachtung
der väterlichen Gewalt außerordent-
lich. Wie hat man die Gewalt des
Haupts der Familie in diesem Punkte
vernichten können!

So lebt oft ein Bürger, von sei-
ner Frau tyrannisirt, verachtet von
seinen Töchtern, von seinem Sohne
geschmähet, nicht gehoramt von sei-
nen Bedienten, so gut als ein Nichts
in seinem Hause dahin. Er ist ein

Verspiel der stoischen Geduld und der
Gefühllosigkeit.

So lange also nicht überhaupt in
der Wiener-Erziehung und Behand-
lung der Kinder eine totale Reform
entsteht, so lange ist es unmöglich,
in Ansehung dieses Gegenstandes et-
was Gutes zu hoffen.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Krieg der Schriftsteller.

Jemand wollte sie vereinigen; aber das war kein kleines Projekt. Man spricht viel von ihren Trennungen. Man lacht, und wie gewöhnlich, überladet man die Farben. Es ist wahr, daß die andern Stände unglücklicher Weise auch nicht mehr Einigkeit und Brüderschaft haben. Es brechen die lebhaftesten Zänkereyen in den wichtigsten Professionen aus. Nichts verbindet die Schriftsteller, und alles scheint sie zu entzweyen. Es fehlt an einem Vereinigungspunkte; sie können dreßßig Jahre in derselbigen Stadt zusammen leben, ohne sich ein einzigesmal zusammen zu treffen. Man ist immer sehr geschäftig, ihnen falsche oder ärgerliche Erzählungen zuzutragen.

tragen. Das Publikum amüfirt sich mit ihren Zänkereien, und scheint sie zur Fortsetzung des Kampfes anzureizen. Es würde sehr betrübt werden, wenn es alle untereinander in gutem Einverständniſſe ſehen ſollte. Es würde luſtige Auftritte damit verlieren, ohne die Kraft, das Uebergewicht in Anſchlag zu bringen, die dieſe Vereinigung über ſeine unbeſtimmten Entſcheidungen geben könnte.

So liebt und verurtheilt das Publikum, das zugleich lachen und auch ſeine Würde behaupten will, die literariſchen Streitigkeiten. So bald ein Mann aus der großen Welt eine Thorheit begeht, ſo verdeckt man ſie mit Sorgfalt. Iſt es ein Schriftſteller, ſo ſind tauſend offene Mäuler da, um ſie auf den Dächern auszubreiten. Man ſetzt ſich nicht genug in die Stelle eines Mannes, dem
man

man einen unfruchtbaren Lorbeer, der ihm so viel Anstrengung kostet, streift; macht, den man unmenschlicher Weise mitten in seinem erstem Glück darniederbeugen will. Von unruhigen Mitwerbern zuweilen beunruhiget, hat er vielleicht das Recht empfindlich zu seyn. Man ist oft unrecht, gewalthätig gegen ihn gewesen, hat ihn mit Unanständigkeit angegriffen, und doch wird man fordern, daß er seinen Gegner liebe, als wenn in jedem andern Stande kein Mitwerber, kein Kunstrichter eine widrige Empfindung erregte.

Ohnerachtet des von Bosheit übertriebenen Geschwäzes haben die Schriftsteller, — ich wag es zu sagen — weniger Haß, als Stolz, weniger als Ehrgeiz. Sie sehen und begegnen sich mit Vergnügen, fühlen es, daß sich Einer dem Andern notwendig ist,

ergößen sich bey ihren warmen und interessanten gelehrten Streitigkeiten, und endigen sie, wenn sie auch lange gedauert haben, in Frieden. Ein Nichts entzweiet sie, und ein Nichts söhnet sie auch wieder aus. Ich möchte glauben, daß, wenn sie sich öfter sahen, sie sich auch mehr lieben würden. Aus Mangel der Bekanntschaft fassen sie sowohl von ihrem gegenseitigen Karakter als ihren Talenten die äußersten Vorurtheile. Es könnte aus ihrem wechselseitigen Umgange ein großer Vortheil, ein unmerklicher Umtausch ihrer Begriffe entspringen. Man darf sich nicht wundern, wenn sie hartnäckig an ihren Grundsätzen hängen, weil sie die wirksame, nothwendige Triebfeder ihrer Arbeiten sind. Zu gleicher Zeit ist es was ziemlich gewöhnliches, sie Wahrheiten annehmen zu sehen, die sie gleich

gleich anfangs erkannt oder bestritten hatten.

Was den Vorwurf betrifft, daß sie etwas zu warmes Blut haben — darf man wohl bestreiden, daß Männer mit so reizbaren Fibern eine hohe Eigenliebe besitzen, wenn es sich die zur Fühllosigkeit geborne Narren bis zum Uebermaße kühnlich zu sehn erlauben?

Man müßte auch den angreifenden Theil von demjenigen unterscheiden, der weiter nichts thut, als daß er sich rechtfertigt, die Umstände erwegen, die diese oder jene Kritik in eine wahre Beleidigung verwandeln. Man müßte den Streitigkeiten der Personen auf dem Fuße nachgehen, das vorhergegangene Betragen untersuchen. Aber das Publikum kann und will sich nicht in der Zergliederung der
Hei:

kleinern Umstände einlassen; es nimmt den Schein für die wirkliche Sache selbst. Indessen giebt es jetzt, alles des Sagens und Schreibens dagegen ungeachtet, viele aufrichtig unter sich verbundene gelehrte Männer, die sich lieben, noch mehr, die sich hochschätzen. Ohne einige kleine Tyrannen, die sich Despotismus im Grunde ihres Herzens zueignet haben, die sich hier ohne daß ich sie nennen darf, erkennen werden oder erkannt werden dürfen, würden die Gelehrten vielleicht alle in Frieden leben. Alles bittet sie darum, und ich sehe die Zeit nahe, wo sie sich vom Lächerlichen gewarnt, den Unterschied ihrer Meinungen verzeihen werden. Die Feindschaft wird sich dann ganz gegen die Satiriker von Profession konzentriren. Diese sind die wahren Feinde des Gelehrtengeschlechtes.

Alle Kunstrichter unsrer Zeit, die sich wie Boileaus ansehen, wollen in seinen Fußstapfen gehen, und nennen die litterarischen Schimpfwörter die Waffen des Geschmacks. Aber ihre eben so unnützen als herben Satiren sinken in Verachtung herab; man liest sie nicht mehr und sie fühlen die Wahrheit dieses von ihrem eigenen Oberhaupte gethanen Geständnisses: „Es ist ein böses Gewerbe, das Gewerbe zu lästern.“ Diese Wuth, die Geistesarbeiten seines Mitbruders im Namen des Geschmacks anzuschwärzen; mit Verzicht auf die erstern Grundsätzen der Rechtschaffenheit und Gerechtigkeitsliebe auf ihn zu schimpfen, die Hitze der stürmischen Leidenschaften in das ruhige Gebiet der Wissenschaften hinzupflanzen, ist eine wahre Krankheit, die einige Schriftsteller unaufhörlich peiniget; aber sie sind dafür gestraft. Keiner dieser

Ver-

Verläumber hat ein einziges gutes Werk zu verfassen gewußt. Sie heben sich nie über das Mittelmäßige empor. Bei allen ihren wiederholten Versicherungen, daß alles verfallt, bleibe nichts, als das erniedrigende Andenken der Schimpfwörter von ihnen übrig, die sie gegen die geachteten und bekanntesten Gelehrten gebraucht haben

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Großes Vermögen.

Es giebt Privatpersonen zu Wien, welche mehr als hunderttausend Gulden jährlicher Einkünfte haben.

Das Gold, sagte jemand, sucht gerne auf einen Haufen zu kommen. Es geht immer wieder dahin, wo es schon gewesen ist, und je dicker es in einem Haufen beisammen liegt, desto leichter vervielfältigt sich. Der erste Thaler, sagte Rousseau, kostet mehr Mühe, als die letztere Million. Diese Wahrheit wird in der Hauptstadt sichtbar. Was thun alle die Reichen mit ihrem Golde? Was sie damit thun? Großes, nichts wirklich Nützliches! Ihre Masse wird die Ursache,
dass

daß sie ordentlich mit einer Art von Marter elende Stunden für sich aufsuchen, und sich selbst schwere und im Grunde nichtswürdige Gefährte machen. Sie sind immer in Sorgen, um sich falsche Vergnügungen zu verschaffen, und zermartern sich ewig damit, wie sie eine neue Partie de Plaisir anordnen können.

Sie ernähren lieber Pferde, als Menschen. Sie verschwenden mit den Gegenständen des kindischen Luxus viel, als zur Vervollkommenung aller möglichen Künste hinreichend seyn würde. Sie opfern nichts für phisikalisch Versuche, nichts für die erhabenen Wissenschaften auf, welche doch allein die wahre Größe und Würde ausmachen. Gehorchen sie einmal einer Grille, die das Vermögen zu Grunde richtet, so ist diese Grille noch dazu klein, verwerflich und übertrie-

trieben. Man spricht oft von ihren ungeheuren Reichthümern! aber man hat Mühe von ihren Wohlthaten etwas zu sagen. Ich thue einen Blick um mich herum. — Nicht ein einziges patriotisches Denkmal! Alles ist im Hause — und alles nur für das Dienstvolk da.

Unter diesen reichen Leuten wird derjenige für leutselig, freigebig, dienstfertig für einen guten Freund gehalten, dessen erfindrischer Kopf täglich drei Stunden mit neuausgesonnenen Mitteln, sein Ländchen auszusaugen, und sein eignes Elend zu verdoppeln, beschäftigt ist. Er spricht von Billigkeit, Leutseligkeit, und Wohlthätigkeit, und das Projekt, was er den andern Morgen angeben will, stürzt vielleicht sechshundert Familien ins Elend. Es ist eine Waar-

E

ren

renniederlage, ein Monopol. Sein verderbliches Gold entreißt der bedürftigen Industrie alles wieder, was sie hätte gewinnen können.

Eine Provinz wird mit einemmale aller ihrer Produkte beraubt. Alles ist wie durch Zauberei verschwunden. Man wird es mit dem großen Namen einer Spekulation beehren, was im Grunde nur ein Werk der Habgucht ist. Der Monopoliste ist ein artiger freundlicher Mann, und redet von schönen Künsten. Wer also wird es wagen, ihn einen Erpresser nennen zu wollen? Es ist wahr, daß er in dem nächsten Umkreise um sich hie und da was Gutes im Kleinen stiftet; aber auch schauerndes Unglück auf hundert Meilen im weiten Umfang um sich herum. Er ist wie ein Fremdling für das Königreich, und scheint
nur

nur für seine Maitressen und Schmeich-
ler allein auf der Welt zu seyn.

Andre sammeln Schätze, werden
damit almählig empfindungslos, und
lassen nicht einen Gran des aufgehäuften
Goldes aus ihren Kisten. Um-
sonst bittet der Elende mit Thränen
um Hülfe, umsonst erzählt er seine
mancherley Leiden; sie sind eben so
unempfindlich bey dem Unglück eines
rechtschaffenen Mannes, als sie es
bey dem Unglück des ganzen Staates
sind.

Gott! ein Goldstück dem Leben sei-
nes Bruders, seines Mitgeschöpfes
vorziehen! Ihn einen Schwelger, einen
Schelm, einen Tagdieb heißen, um
sich nur von der Pflicht der Barm-
herzigkeit loszusprechen! Seinen Geiz
unter einem falschen Außenschein zu

verbergen, da man sich seine Härte doch selbst nicht verbirgt! Ach — verdient man da noch den Namen des Menschen?

Unglücklicher! der du deine Ohren vor den Seufzern der Dürftigkeit verschließt, — wenn du nun, mit dem Grabtuche über dem Gesicht, in einem engen Sarge eingeschlossen da liegen wirst, wenn du dann noch etwas Empfindung hättest, sage, würdest du alsdenn nicht bedauern, nicht eine Kleinigkeit deiner unnützen Reichthümer zur Unterstützung deinem Mitbruder hingegeben zu haben? Was bleibt dir doch dann von deinem großen Reichthum? — Ein bleierner Sarg, und einige ausgehauene Marmorsteine! Nun, wenn es doch in deiner Gewalt steht, diese Stücke Metalls in reine innige Freuden für dich umzu-

umzuschaffen, — lerne sie kennen,
sie schmecken ! Willst du es nach dein-
nem Tode, mit Flüchen über dein
Todeshaupt von dir gesagt haben :
„ Er verschwendete für seine Dran-
gerie, für sein Porzelain, für seine
„ Diamanten, für seine Wohnung —
„ alles, — und für die Menschen seine
„ Mitbrüder — nichts “ !

